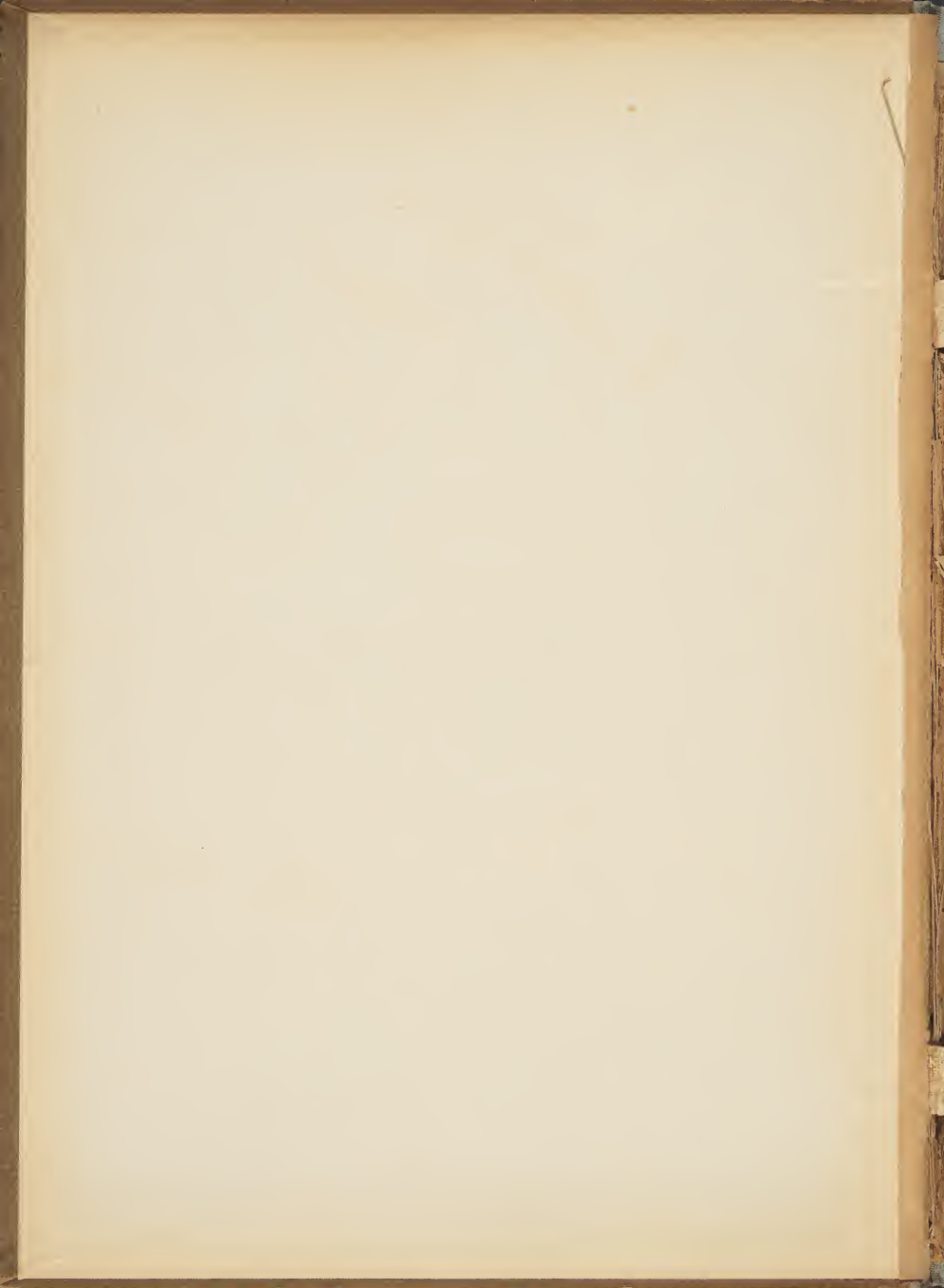


# Aus Nord und Süd

1903.

Missionsblatt der  
Brüdergemeine für die Jugend









Aus  
Nord und Süd.

---

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1903.



Sterrenhut.

Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

# Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1903.

## I. Allgemeines.

- Aus der Heimat. Aus anderen Missionen. Kleine Mitteilungen.  
Allem Volk. Seite 1.  
Missionsdirektion. 16.  
Wie ein Künstler Missionar wurde. 27.  
Sklaverei. 29.  
Was aus Stanniol werden kann. 39.  
Rätsel. 4. 8. 16. 20. 24. 28. 32. 36. 48.  
Preisaufgaben. 40.  
Empfangsbescheinigungen. 4. 8. 12. 16. 20. 28. 32.  
36. 40. 44.

## II. Missions-Schilderungen und -Erzählungen.

### 1. Amerika.

- Alaska: Menagerie-Bergnügen. 8.  
Getrocknete Fische. 22.  
Brief eines Eskimofnaben. 22.  
Indianische Grausamkeit. 24.  
Labrador: Was einst in Hoffental geschah. 9–11.  
Die Befegelung Labradors und unser Missionsdchiff  
„Harmony“. 16–18.  
Eisberge. 18.  
Wer war der Klügste? (Jagd.) 44.  
Westindien: Sklaverei. 29.  
Im Lande des Juckers und der Bananen. (Ernte  
und Juckergewinnung.) 33–36.  
Liebet eure Feinde. 36.  
In Trinidad. 38–40.  
Demerara: In Demerara. 37. 38.  
Suriname: Sage der Buschueger. 8.  
Namen der Neger. 8.  
Trene. Bananenmann in Beekhuizen. 21.  
Überblick über unsere Surinamer Mission. 42.  
Sonntag in Paramaribo. 42.  
Unter den kranken Kindern in Bethesda. a. Morgen  
in Bethesda. b. Die kranken Kinder. 45–48.  
Unter dem Christbaum. 48.  
Moskito: Der wilde Chinese. 3–5.  
Hauseinweihung in Rama. 19.  
Traurige Kunde. 24.  
Vornamen der Indianer. 25. 26.

### 2. Afrika.

- Südafrika: Nählschule in Silo (Kafferland). 5.  
Nählschule in Vaziya. 6–8.  
Wie ein Kaffermädchen den Heiland fand. 41.  
Deutsch-Nafrika: Erste Besteigung des Kungwe. 11. 12.  
Giftprobe in Afrika. 23.  
Mächtiger als der Löwe. 36.  
Wie ich nach Inner-Afrika kam. 28. 30–32.

### 3. Asien.

- West-Himalaya: Eine Missionsstation im höchsten Gebirge  
der Welt. 1–3.  
Eine früh vollendete Konfirmandin. 13–15.  
Strichschule in Leh. 26.

### 4. Australien.

- Queensland: Ein Besuch in Mapoon. 48.

## III. Abbildungen.

1. Kjelang (Himalaya). 2.
2. Ein Chinese (Moskito). 3.
3. Kaffrische Nählschule. 6.
4. Eskimo in Hoffental (Labrador). 9.
5. Bachimbu-Hauptlinge (Deutsch-Nafrika). 10.
6. Missionsdirektion. 14.
7. „Harmony“. 15.
8. Eisberg. 19.
9. Eskimofinder. 22.
10. Fischtrodengefell (Alaska). 23.
11. Strichschule in Leh (Himalaya). 27.
12. Sklave mit Maske (Westindien). 30.
13. „ „ Halsband (Westindien). 30.
14. „ „ gepeitscht (Westindien). 30.
15. Neues Missionshaus in Krambo. 31.
16. Juckerohrernte (Westindien). 34.
17. Bananenernte (Westindien). 35.
18. Schwarzer Polizist (Westindien). 36.
19. Neue Kirche in Demerara. 38.
20. Neger auf dem Weg zum Markt (Westindien). 39.
21. Was aus Stanniol werden kann. 40.
22. Negerdorf in Suriname. 42.
23. Ostindischer Kuli (Suriname). 43.
24. Weihnachtsfeier in Groot Chatillon (Suriname). 47.







## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Erscheint monatlich.

Preis jährl. 25 Pfg.

N<sup>o</sup> 1.

Januar 1903.

4. Jahrgang.

### Allem Volk.

„Siehe ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr.“ Mit diesen Worten ließ Gott der Vater durch den Mund seines himmlischen Weihnachtsboten, des Engels, der auf den Fluren von Bethlehem erschien, verkündigen, daß die Freude über die Geburt des Christkinds eine unendlich große sei, eine weltumspannende, Himmel und Erde entzündende. Und da taten sich auch sogleich des Himmels Fenster auf, und hinaus in die Weltfernern sang der Jubelchor der Engel den Dank der Geschöpfe: „Ehre sei Gott in der Höhe.“ Und die Menschen nahmen den Dank auf. Erst kamen die Hirten, und dann zogen vom fernen Osten her die Weisen als die ersten Vertreter der Heidenwelt heran, um dem neugeborenen Könige zu huldigen. Dieser König war ja doch als Heiland der Welt, als Retter aller Erdenbewohner von Sünde und Tod erschienen, er gehörte allem Volk, darum gehörte sichs auch, daß alle Welt ihm schon an der Wiege huldigte. Und nun er gestorben und auferstanden ist, auf daß alle, alle, weiße und schwarze, rote und gelbe Menschen nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, hat er sich da nicht ein noch größeres Anrecht erworben an alles Volk? Ja alles Volk ist sein Eigentum. Darum getroßt und glaubensstroh ins neue Jahr der Missionsarbeit hinein! Er wird des Volkes seiner Weide, der Schafe seiner Hand nicht vergessen, noch veräußen, er will sie alle, alle zu sich ziehen!

### Eine Missionsstation im höchsten Gebirge der Welt.

Und wenn euch ein günstiges Geschick schon bis auf die Höhen der Alpen geführt hätte, so hättet ihr doch noch keine solchen hohen Berge gesehen, wie sie unser Bild vorführt. Der Montblanc erreicht eine Höhe von 14 000 Fuß, die Schneegipfel auf dem Bibe, die Gnyberge mit ihren Gletschermassen, steigen aber bis zu 19 000 Fuß gen Himmel auf. Die zwei dunklen Erhebungen rechts vor den weißen Bergkuppen heißen die Bilingberge, der Bergrieße, dessen Fußgestell links in das Bild hineinreicht, ist der 15 000 Fuß hohe Nmapet, auf dessen Scheitel die Missionsgeschwister der Station Nhelang schon oft, auch mit ihren Kindern gestanden und sich des erhebbenden Rundblicks auf die Landschaft gefreut haben. Am Fuß des Nmapet, ein wenig sichtbar, braust der Bhaga-Fluß dahin, der sich zwei Stunden unterhalb der Station mit dem Tschandra vereinigt und dann Tschenab heißt und als einer der fünf Ströme im Pandschab oder Fünf-Strömeland in den Indus sich ergießt. — Und nun ein Blick auf die Missionsniederlassung selbst, die 10 000 Fuß hoch, also fast in gleicher Höhe mit unseren höchsten Alpengipfeln liegt! In dem Hauptgebäude mit der Veranda wohnte von 1857 bis 1898, also 41 Jahre lang, einer der beiden ersten Missionare unserer Himalayamission, Bruder Heyde, der vor 50 Jahren, nämlich am 13. Juli 1853 von Herrnhut abreiste und vier Monate später in Nordindien anlangte. Noch heut steht er in der Arbeit, und zwar überzert er

mit Hilfe anderer die Bibel, lebt aber gegenwärtig im östlichen Himalaya, nicht hier im Westen. Noch nicht ein einziges Mal kam er zur Erholung nach Europa, wird aber nun nach 50 jährigem Missionsdienst zur Ruhe in die Heimat zurückkehren. Im Kuelanger Wohnhaus finden wir jetzt Geschwister Peter. Das nach rechts anstoßende Gebäude dient

verschiedenen Zwecken. Es befindet sich darin eine Werkstat, Waschküche, die Bücherstube mit Apotheke und ein Besuchsstübchen; den oberen Stock bewohnen eingeborene Christen. Das vorn links fast den Rand des Bildes berührende Haus birgt im

Unterstock eine Druckerei, aus der schon unzählige Bibelteile und andere Schriften hervorgegangen sind, oben wohnen Christen.

Das rechts davon sichtbare Gebäude enthält einen

Raum für die Wetterbeobachtung, außerdem aber eine ganz lustige Gesellschaft, nämlich Gühner und Kühe sowie deren Neuvorräte, während die eigentliche Kinderherde auch im Winter oben auf der Farm

im Freien haust. Dort oben ist auch sehr bekannt das Pferd, das wir mit seinem Führer im Vordergrund wahrnehmen. So klein wie es ist, klettert es wie all seine Kameraden auf die schwindligsten und schlüpfrigsten Pfade mit einer Sicherheit hinauf, die bewundernswert ist. Der Eingeborene trägt sein langes, selbstgewebtes Oberkleid, Powo genannt, aus

grobem, gebleichtem Wollenstoff; seine Mütze verrät ihn als einen Ladaker. Die Männerkleidung ist gewöhnlich weiß, die der Frauen braun.

Gegründet wurde die Station im Jahre 1857. Was alles danken die Talbewohner seitdem der Arbeit der Mission! Ihre ganze Industrie und der Ackerbau sind erst durch die Missionare gehoben worden, ja sie haben

Anstand und feinere Sitte in höherem Maße angenommen, und vor allem ist eine Christengemeine gesammelt worden. Ferner wird der gute Same des göttlichen Wortes weit hingetragen durch die Verbreitung von Bibeln und Schriften und durch Predigtreisen, die von Kuelang aus unternommen werden. Und weil es göttlicher Same ist, so muß er Früchte tragen.

Neben dem Predigtdienst kommt natürlich auch die Unterweisung der Kinder zu ihrem Recht. In der Kuelanger Knabenschule genießen etwa 25 Wissensbesessene Bildung und Erziehung. Das ist eine stattliche Zahl, und dabei hört man Lobenswertes von

ihrem Lerner. Zur Stärkung der Liebe zur Schule diente ein Schautruren, das Missionar Schnabel in den letzten Winterhalbjahren mit den Knaben veranstaltete, sowie ein Kinderfest, das er mit sämtlichen Zöglingen feierte. Eine kleine Gabe, die jedes Kind erhielt, erhöhte die festliche Stimmung. — Für die Missionsfrauen bringt der Winter neben allen anderen



Missionsstation Kuelang im Himalayagebirge.



Pflichten noch die der Leitung einer Strickshule. Da gilt es, nicht weniger als 70 Frauen und Mädchen zu beaufsichtigen, ja schon das Herbeischaffen, dann das Waschen, Spinnen und Zwirnen der Wolle und endlich noch der Verkauf der fertigen Strümpfe macht unendlich viel Mühe. Zu hohen Bergen wachsen die Pakete an, denn diese kleine Handfabrik liefert im ganzen 700 Paar Strümpfe! Abgesetzt werden sie in größeren Lieferungen an die Bewohner der Ebene, in kleineren Sägen an Durchreisende, selbst Regierungsbeamte. Mit dieser Strickshule ist ein Unterricht im Lesen und in biblischer Geschichte (oft auch im Gesang) verbunden. Das ist eine treffliche

Gelegenheit, an die Heidenherzen heranzukommen, denn oft nehmen gegen 60 Heidentinder an dieser Schule teil. Diese Tätigkeit ist die erfolgreichste Missionsarbeit, die von Kyelang aus betrieben wird. Von der Frucht der Arbeit an einem Kinde das nächste Mal!

Last uns unsre Augen erheben zu den Bergen, die noch viel höher sind als diese Schneeriesen, damit von dort her, d. h. von unseres Gottes

Thron, von seinem Herzen her noch viel Licht und Wärme herniedertrahle und die heidnische Bevölkerung jener kalten Bergregion des Himalaya erwärme und belebe, damit groß und klein die buddhistische Religion bald aufgabe und die Kniee beuge vor dem Kindlein in Bethlehems Stall, vor dem Heiland der Welt!

### Der wilde Chinese.

Die Brüdergemeine arbeitet, wenn auch nicht unter „allem Volk“ der Erde, so doch unter den verschiedensten Nationen, den Eskimo, Negern, Kaffern, Hottentotten und Indianern. Ja in Suriname, Südafrika und auf der Moskitoküste hat sie auch Chinesen in die christliche Gemeinde aufnehmen können. Von einem, bei dem es freilich schließlich nicht so weit kam, dem aber die Missionare doch auch Gottes Wort ans Herz legen konnten, erzählt uns Schweizer L. Martin geb. Romig, in einem englischen Brief, dem wir folgende interessante Einzelheiten entnehmen.

Nama Cay ist eine kleine Insel in einer großen Lagune, einem See, der sich vor der Hauptstadt der Moskitoküste, Bluefields, ausdehnt. Der Busch, der die Lagune von allen Seiten umgibt, dehnt sich weit hin und ist jumpfig; Teile desselben aber stehen auf gutem Waldboden und eignen sich zur Anlage von Plantagen und Gärten. Auf solchem Boden schlägt der Indianer ein Stück Busch nieder und baut dann allerhand Lebensmittel darauf an.

Eines Tages verbreitete sich in Nama Cay das Gerücht, in diesem Busche lebe ein wilder Chinese, der keine Kleider trüge, sehr stolz sei und zwei großen Burjchen, die seine verborgenen Vorräte hatten stehlen

wollen, gedroht habe, sie zu töten. Kein Wunder, daß sich jedermann fürchtete, den Busch zu betreten. Ein Mann aber aus der Missionsgemeinde Nama Cay, Samael ist sein Name, wagte sich doch eines schönen Tages in den Busch, kam bis zu seiner dort liegenden Plantage und — begegnete dabei dem wilden Mann. Glücklicherweise gelangte er auch wieder nach Haus. Und was konnte er nun alles erzählen! „John Chinamann trägt freilich keine Kleider“, so berichtete er, „aber er ist nicht so wild und grünnig, wie ihr denkt. Ja er hat mich sogar um ein Hemd angesprochen, weil ihn die Moskitoen zu sehr zer-bissen hätten. Weiter hat er auch gebeten, ich möchte ihm allerhand,



Ein Chinese.

z. B. Salz, im Missionsladen kaufen und bringen, er werde dafür mit Lebensmitteln aus seinem Waldgarten bezahlen.“ Diese erste sichere Nachricht vom wilden Mann bewog den Dorfschulzen oder Bürgermeister, einen Indianerhäuptling, in eigener Person nach dem fremden Mann zu sehen. Er nahm als Geschenk ein Paar Hosen für ihn mit. Auf dem Weg hatte er zwei sehr häßliche Stümpfe zu durchwaten und sich durch dichten Busch Bahn zu brechen. Endlich aber gelangte er ans Ziel. Da lag die elende Hütte des Wilden, aus Blättern, deren Laub schon fast ganz abgefallen war, hergerichtet. Da lag sein ganzer Hausrat, bestehend aus einigen alten Blechbüchsen, einem Hauer und einem kleinen Beil. Mit diesem kleinen Beil hatte er die großen Bäume und den ganzen Busch rund herum nieder-

gelegt. Auch nur mit dem Beil hatte er den Boden bebaut und ausgedehnte Pflanzungen von süßen Kartoffeln, Jams, Zuckerrübe, Erbſen, Bohnen, Bananen u. ſ. w. angelegt. Aber woher hatte er denn den Samen zu dieſen Pflanzen erhalten? — Als der arme Menſch ſah, daß der Bürgermeiſter gekommen war, da fiel er auf ſeine Kniee und ſtehte dem wehmüthig: „Liebſter Herr, leihere mich nicht den Spaniern aus! Bitte, hab Erbarmen und übergib mich nicht den Spaniern! Töte mich, wenn du wiſſſt, hau mir mit deinem Buſchmeſſer den Kopf ab oder tu mit mir, was du wiſſſt, nur leihere mich nicht den Spaniern aus!“ — Der ſo Angeſtehte verſicherte, er würde ihm kein Leid antun, er wolle ihn auch nicht der ſpaniſchen Behörde übergeben, wenn er ihm verſpräche, ſich gut zu betragen.

Nicht lange darauf beſuchte ihn der Bürgermeiſter ein zweites Mal, und jezt nahm er ihn mit ſich nach Rama Cay. Als er dort ins Miſſionshaus kam, war der Wilde mit Hemd und Hoſen bekleidet, ſeine Hände und ſein Geſicht hatte er ſorgfältig gewaſchen, und das Haar war ganz nett zurückgekämmt. Zur ehrerbietigen Begrüßung ließ er ſich auf ſeine Kniee nieder. Als wir ihm zu verſehen gaben, er ſolle ſich erheben, richtete er ſich demüthig auf und nahm ſeine beſten Manieren an. Auf einige Fragen verſuchte er ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Soweit wir aus dem Gemüch von Engliſch, Spaniſch und Chineſiſch klug wurden, verließ ſie folgendermaßen. John Chinaman war vor dreiviertel Jahren als Kaufmann nach Bluefields gekommen und hatte dann eine Zeit lang in einer ſüdlich davon gelegenen Stadt Greytown gelebt. In Bluefields hatte er einen böſen Streit mit einigen Spaniern, in dem er ſich ſo weit von ſeinem Zorn hineinreißen ließ, daß er einem ſeiner Gegner das Leben nahm. Er ſchnitt ihm die Kehle durch. Eine ſchreckliche That! Nach dieſem Mord trieb ihn ſein böſes Gewiſſen und die Furcht vor der Strafe eiligſt aus Bluefields hinaus. Er ſtoß, nachdem er ſich nur noch Zeit genommen, einige unumgänglich nöthige Dinge zuſammenzuſchaffen und in einem Gummifaſack mit ſich zu nehmen. Dieſen Saſt verlor er ſpäter irgendwo und konnte ihn nicht wieder finden. Er kehrte dann nächſtlicherweile hie und da nach Bluefields zurück, um einige Simereien und Pflanzen zu ſtehlen, die er zur Anlage einer Plantage verwenden wollte. Und ſo hat er denn mit Hilfe ſeines Beils, der einzigen Habe, die er durch alle ſeine Fluchtwanderungen hindurch zu retten vermochte, ganze große Plantagen urbar gemacht und war in den Beſitz von Lebensmitteln, Zucker, Bananen, Gemüſe u. ſ. w. gelangt, die ihm den Lebensunterhalt ermögllichten. Sie und da freilich ſtahl er auch noch etwas hinzu. Ein bejammernswertes Dasein! Denn dazu kam noch, daß er, wie er auch ſein Leben trieftete, ſich in beſtändiger Angſt zu befinden ſchien.

Tag und Nacht fürchtete er, entdeckt und zur Beſtrafung an die ſpaniſchen Behörden ausgeliefert zu werden. Wir fragten ihn, ob ihn nicht die Moskiten des Nachts quälten. Er antwortete: „Moskiten gibt es mucho mucho (viele) im Buſch.“ Und dabei zeigte er auf ſeinen Rücken, auf Schultern, Beine und Geſicht, um zu beweifen, was für Schaden jene angerichtet hätten. „Gibt es nicht auch Tiger, Schlangen und anderes böſe Getier im Wald?“ forſchten wir weiter. „Mucho (viele) und zwar große“, gab er zurück und ſpreizte ſeine Finger dabei ſoweit, als er konnte, aneinander und legte ſich „auf alle Beine“, um ihre Geſtalt und ihre kriechenden Bewegungen zu veranſchaulichen. — Alles, was er ſagte, war von Geſen und Grimaffen (Haud- und Geſichtsbebewegungen) begleitet; das half zum Verſtändnis ſeiner Worte, ſomit wäre es faſt unmöglig geweſen, aus ſeinem Klauerweſch klug zu werden. Er erzählte z. B. auch von einer Schlange, die eines Tages an einem Aſt über ſeinem Kopfe hing, und hob dabei beide Hände auf, als wenn er eine dicke Keule hielt, und ließ ſie wieder hinab, als wenn er dieſe eingebildete Keule auf die eingebildete Schlange niederſchleuderte. — Als der Wilde unſers Babys anſichtig wurde, da erwachten in ihm all die Gefühle von Zuneigung und Liebe, deren er fähig war. Er wollte mit dem Kleinen ſpielen, ihn umarmen und küſſen. Einmal hätte er ihn mit ſeinen Zärtlichkeiten faſt aus dem Schlafe in der Hängematte aufgerört. — Am darauffolgenden Sonntag erſchien der Wilde in der Kirche. Da machte er den Eindruck eines zivilifirten Menſchen. Sein kleines, nicht gerade liebliches Haarschwänzchen (den Zopf) hatte er abgeſchnitten, und gekleidet war er in ein reines weißes Hemd und ſaubere Beinkleider. Er paßte in der Predigt gut auf und ſaß ſtill und andächtig auf der Bank. Tags darauf aber kehrte er zu ſeiner einſamen Hütte zurück. —

(Fortſetzung folgt.)

### Räſel.

Ich puße die Damen beim frühlichen Feſt. Ich zeige die Länder in Oſt und in Weſt. Einſt trug ich auf meinen Schultern die Welt. Jezt baut nur der Verber auf mir noch ſein Feſt. Von den Tageshüterinnen der Wäſchenanſalt in Reunbe.

RI. 4.34 für Deutſch-Oſtafrika, gemammelt von 6 Knaben der dritten Stufe der Knabenanſalt zu Nieſky: Rud. Schulze, Theod. Schrewe, Rud. v. Beerfelde, Bernh. Kölbng, Heribert Schulz, Wilhelm Jaban.

Dankend erhalten Miſſionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erſcheint monatlich, bringt regelmäßig Bilder und koſtet im Jahr nur 25 Pf. (Porto für 1—5 Ex. 3 Pf., 6—11 Ex. 5 Pf.) — Bon 20 Ex. an portofrei, von 50 Ex. an à 22 Pf. und portofrei; 100 und mehr Ex. à 20 Pf. und portofrei.

Wer hilft uns zur weiteren Verbreitung unſers Blattes? Probenummern zum Werben von Abonnenten ſenden wir gern, oder bitten um Angaben von Adreſſen, an welche wir Probeblätter ſchicken können. Miſſionsbuchhandlung Herrnhut.

Verantwortl. Redakteur: Prediger Th. Beſler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Miſſionsbuchhlg. der Miſſionsanſalt der Eo. Bekennn. in Deutſch-Oſtafrika, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags geſtattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 2.

Februar 1903.

4. Jahrgang.

### Der wilde Chiuese.

(Schluß).

Der Bürgermeister besuchte den Wilden noch einmal, wollte auch einige Lebensmittel bei ihm bestellen. Da kam John Chinaman wieder mit ihm auf die Station, um einige notwendige Sachen gegen den Ertrag seiner Plantage einzutauschen. Salz, Fische, Angelhaken und dergleichen holte er sich. — Am nächsten Sonntag war er wieder in der Kirche. Diesmal aber fehlte der Bürgermeister, er war grade krank und lag an starkem Fieber darnieder. Kein Mensch ahnte, was diese geringfügige Tatsache für eine Wirkung auf den wilden Mann ausüben sollte. Er meinte, der Kranke täte ihm zu leid, denn er selbst hätte die Krankheit viel mehr verdient als jeder. Er wurde ganz ernst und melancholisch (nachdenklich). Und was geschah? In der Nacht darauf verschwand Freund Chinaman von der Insel! Jedemfalls vermutete er, daß die Krankheit des Bürgermeisters nur ein Gerücht war, das ihn beruhigen sollte, daß der Schulze in der Tat aber in die Hauptstadt gereist sei, um den spanischen Behörden den Aufenthalt des Chinesen zu verraten. Da erwachte denn auch sein ganzes altes Mißtrauen gegen die Menschen wieder, und er suchte Rache zu üben an den Verrätern. Er nahm nämlich mit sich ein Boot (eine Jogen, Dori), das einem Nama-Indianer gehörte und, mit Holz gefüllt, zur Abfahrt nach Blaufields bereit lag! Der Eigentümer wollte beim anbrechenden Morgen in die Hauptstadt fahren und dort sein Holz verkaufen. Das Boot fand man zwar am nächsten Tag drüben an

der Küste des Festlandes wieder, aber der wilde Chiuese war auf und davon. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.

Amer Chinaman. Ist das wirklich deine ganze Geschichte? Willst du nicht doch noch einmal dein Gewissen entlasten und Vergebung, Frieden und Ruhe suchen bei dem Heiland, von dem du auf der Missionsstation Nama gehört hast?

### Unser Bild

führt uns eine der Missionsnähschulen auf der Station Silo im östlichen Südarika vor. Da es dort viele Kinder gibt, hält nicht nur eine Missionarsfrau, sondern jede, die dort wohnt, wöchentlich zweimal zwei Stunden Nähschule. Hier haben wir die Klasse der Schw. Ernst Mary, die dort rechts im Hut sitzt, vor uns, während Schw. Richter, die links steht, nur im Vorübergehen anwesend ist. Ist es nicht eine drollige Gesellschaft, diese schwarzen Kufelköpfe, unter die sich die drei fast weißen Gesichter schier verirrt zu haben scheinen? Zwei der letzteren, die rechts vorn auf einem zerbrochenen Mühlrad sitzende und die links vorn am Boden auf der Strohmatte kauende Kleine sind Schwestern. Hanni und Maria Holland heißen sie; ihr Haar und Farbe zeigen schon an, daß sie keine reinen Hottentotten sind. Die dritte Blonde hat einen schönen Helgoländer auf, der die Sonnenstrahlen gut abhält, und heißt Annie Pieters. Ein richtiges Hottentottenmädchen ist die kleine Maria Smit, die dort hinten in der



Nähe der Schw. Richter sitzt. Vor ihr hat Anna Mapungo, hinter Schw. Marx und vor dem Mädchen im Käppi das Schwesterpaar Hanna und Martha Mabanga Platz genommen, während die kleine, die zu Schw. Marx' Füßen ganz jehelmlich in die Höhe schaut, Ruth Gwazela, Interesse erweckt, weil sie die Tochter des Siloer Baumeisters ist, der manch schönes Haus in der Umgegend aufgeführt hat. Diese wie die meisten der schwarzen Wollköpfe sind Kafferkinder. Kaffern und Hottentotten wohnen nämlich in Silo, das gerade an der Grenze zwischen dem eigentlichen Hottentotten- und dem Kafferlande liegt, dicht bei einander. „Einträchtig“ wollte ich sagen, das stimmt aber leider nicht immer. Und so

### Besuch in einer kaffrischen Nähhschule.

Von Schw. M. Baubert.

Wollt ihr, liebe Kinder, mich im Geist einmal in eine Nähhschule zu den Kaffermädchen nach Baziya begleiten und die Bekanntschaft der dortigen dunklen Schülerschar machen? Ihr braucht nicht in die heiße, dumpfe Schulstube zu kommen, da gucken wir hernach nur noch schnell hinein, fürs erste bleiben wir im schönen, schattigen Hof des Missionshauses! Nun, versucht's einmal und kommt mit! Die Kirchenglocke, welche zugleich Schulglocke ist, hat eben, 2 Uhr nachmittags, das Zeichen zum Schulanfang gegeben, und vor dem Tor des Missionsgehöfts sammelt



In der Nähhschule in Silo (Südafrika).

wirds wohl auch bei den Kindern nicht immer so friedlich aussehen, wie hier in der Nähhschule. Hier aber hat jedes fein sittsam aus dem aus Binsen geflochtenen Korb, in dem die Missionsfrau die Näharbeiten aufhebt, sein Tuch herausgeschucht, und nun sitzt es ganz eifrig und plagt sich mit dem Säumen oder Nähen von Tüchern, Hemden, Schürzen u. dergl. — ein Mädchen lernt auch stricken —; denn wenn der englische Schulinspektor kommt, der von seiner Frau gut unterrichtet ist, wie eine schöne, saubere Näharbeit aussehen muß, dann will doch jedes die beste Zeugnis haben. — Ebenso, müßt ihr euch vorstellen, wird es in der Nähhschule ausgesehen haben, von der uns nun im folgenden eine Missionsfrau freundlichst erzählt.

sich die Mädchenschar. Eine der ältesten kommt ins Missionshaus und fragt die Missionsfrau, welche die Nähhschule hält: „Wo ist die Seife, darf ich die Seife haben?“ Und dann erhält sie ein Stück Seife, damit die ganze kleine Schar sich erst noch einmal die feuchten Hände gründlich abseifen und reinigen kann. Da die Hände der Kinder so feucht sind, müssen sie sie auch während der Nähstunde noch mehrfach abspülen, damit die Arbeiten nicht zu unrein werden. In Baziya wurden übrigens später der Kinder zu viel, und darum hat man dann die Seifenvergütung abgeschafft und die Mädchen angeleitet, reine Hände ohne Beihilfe der Missionsfrauen mitzubringen. In der guten, alten Zeit aber war es halt so: da setzte sich nach Empfang der Seife

der ganze lustige Trupp in Bewegung und rannte nun an den Fluß hinunter, wo die Wäsche vorgenommen wurde. Trocknen ließ man die Hände durch Wind und Sonne; und dann ging's zurück in den Missionshof. „Das ist ja ein prächtiger Spielplatz!“ würdet ihr sagen, föhmet ihr ihn jeh, den weiten, grasbewachsenen Hof, von schmalen Fußpfaden durchzogen, die zur Tischlerei, zum Hühnerstall, zum Viehtrall u. s. w. hinführen, hie und da mit Bäumen bestanden und von einer Kloehecke und Akazienbäumen umgeben. Ja, ein Spielplatz war dieser Hof oft! Mit Freude denken die Missionskinder und gewiß auch manches Kaffertkind an die lustigen Ballspiele, das Hachsen und Berstecken, was da getrieben wurde. Doch heute soll der Hof Schulraum sein, wie gewöhnlich an den zwei Nachmittagen jeder Woche, wenn das Wetter es erlaubt. Aber wo sitzen denn die zwanzig Mädchen? die können doch nicht alle auf der einen Bank dort unter den großen Schwarzholz-Bäumen Platz finden? Nein, die Bank ist nur für die Missionsschwester, die Kirchendienerin, die ihr in der Klasse hilft, und den großen Korb mit den Näharbeiten bestimmt. Für die Schülerinnen werden Rohrmatten auf das Gras gebreitet, auf denen sie sich viel bequemer niederlassen, als sie's auf erhöhten Sitzen tun würden. Nun geht zuerst ein Säckchen herum, aus welchem sich jedes Kind einen passenden Fingerhut ansucht, dann werden die Arbeiten ausgeteilt. Für alle hat die Lehrerin zu sorgen, denn obgleich die meisten Mädchen europäische Kleider tragen, die ja auch genäht sein müssen, so haben sie trotz all meiner Aufforderung in den zwanzig Jahren, die ich sie unterrichtete, nie ein eigenes Stück in die Schule gebracht. Das kommt hauptsächlich daher: laufen sie sich ein Kleidungsstück, so können sie's vor Ungeduld nicht erwarten, bis es fertig ist, und die ganze Familie und Freundschaft hilft mit, daß es schnell zum Anziehen kommt. Auch wird mit dem Anschaffen gewöhnlich so lang gewartet, bis ein Ersatz dringend notwendig ist. Nun, so werden denn in der Schule allerlei Kleidungsstücke auf Vorrat gemacht, die nachher von den Stationsleuten gekauft werden, hauptsächlich Männer- und Frauenhände, Schürzen und Kinderleibchen, alles aus Baumwollenzug. Ein Stück nach dem andern wird aus dem großen, runden Kaffertkorb genommen und der daran befestigte Name ausgerufen. In buntem Gemisch tönen da sarrische, deutsche und englische Namen durcheinander: Abdalafazi, Pauline, Zumbija, Ellen, Jane u. s. w., und eine nach der andern nimmt die Arbeit in Empfang. Endlich sind sie alle versorgt; doch obgleich jedes Stück zum Weiternähen fertig gemacht gewesen war, dauert die Ruhe nicht lang. Hier ist einer der Faden aus der Nadel gegangen oder gar gerissen, dort unter den heißen, feuchten Händen die Nadel gebrochen, einer andern will der Fingerhut durchaus nicht sitzen; so gibts für zwei helfende Hände zu viel zu tun, und darum kommt

die Kirchendienerin, Tante Clara, noch zu Hilfe. Ihr werden meistens solche Fälle überwiesen, wie die obengenannten, während die Missionarin das Genächte prüft, Unterweisung gibt und Ordnung hält. Mit Schwätzen machten mir die Mädchen weniger Not, als meine früheren weißen Schülerinnen, doch wegen Trägheit hatte ich mehr zu erinnern, als ich's gewohnt war. Mit Freuden wurde natürlich jede Unterbrechung begrüßt: wenn der Hund Bobby oder ein Huhn sich unter die Schüler gestellte oder ein fremder Kaffert, der ein Anliegen an den Missionar hatte und dem solch eine stille Versammlung von fleißigen Frauenzimmern etwas ganz Verwunderliches war, sich gemüthlich dazu setzte und sich erklären ließ, was wir eigentlich trieben. Auch das Waffertinken in der Missionsküche, was in Rücksicht auf die große Hitze manchmal erlaubt wurde, brachte einige Abwechslung in die Eintönigkeit. In der letzten halben Stunde versuchte ich, den Kindern etwas zu erzählen oder vorzulesen, was dann noch besprochen und erklärt wurde. Von einer englischen Missionsfreundin bekam ich oft niedliche Traktate, die wir, da die Kinder in der Schule ja englisch lernen, erst lesen und dann übersehten; es ging aber viel Zeit darüber hin, bis den Kindern wirklich etwas klar wurde, denn vieles, was in den Geschichten nur so nebenbei erwähnt ist, mußte erst ausführlich erklärt werden. J. B. vom Menschengedrange in einer großen Stadt, von einem oberen Stockwerk in einem Haus, von einem Kirchthurm u. s. w. hatten sie keine Idee, garnicht zu reden von Eisenbahnen, Schiffen, Maschinen und dergleichen. Auch zwang die Hülfeleistung bei den Arbeiten während des Erzählens zu Unterbrechungen, sodaß es nie so gemüthlich wurde, wie wenn ihr um eure Lehrerin herum sitzt und vorgelesen bekommt; doch bei den älteren merkte ich immer mehr Interesse und manches von dem Gehörten blieb hängen. — Nach zwei Stunden wurde die Schar entlassen; Schlag 4 Uhr können wir in Bazija nicht sagen, denn es gibt dort keine Kirchenuhr! Nun hieß es oft noch: „Dürfen wir uns in Kraal Feigen pflichten?“ Der Platz, worin die Ochsen und Kühe nachts eingesperrt wurden, war nämlich von einer Hecke Stachelaktus eingeschlossen, der eine süße Frucht, die türkische Feige, trägt. Auch diese Frucht ist von einer sehr stacheligen Hülle umschlossen, welche zarten Händen das Schalen verleiht. Doch die Kaffertkinder wissen sich auf mehr oder minder appetitliche Weise zu helfen und so bildete dieser Schmaus oft das süße Ende der Schule, die, wenn auch im Freien gehalten, bei der großen Hitze und nach der langen Schulzeit vormittags doch manchmal ermüdend war. War das Wetter unfreundlich oder drohte im Sommer Gewitter, dann mußten wir freilich ins Missionshaus oder ins Schulhaus wandern, wo die Kleinsten auf einer terrassenförmigen Erhöhung auf niedrigen Tritten Platz fanden, die Größeren auf Bänken saßen; aber Luft, Licht und Sitzgelegenheit war da lang nicht



so angenehm wie im schönen, freien Hof. In den letzten Jahren aber wuchs die Zahl der Schulmädchen über vierzig, und wir mußten dann endgültig in den geschlossenen Raum uns zurückziehen, da die Schülerinnen dort besser zu übersehen und zu überwachen waren.

**Eine Sage der Buschueger (Suriname).**

„Wie kommt denn das, daß euer Fluß (die Cottica) bald schön gerade, bald in entsetzlichen Krümmungen dahinfließt?“ fragte einst Missionar Zuch scherzhaft einen Djukaneger. „D, das kann ich dir genau sagen“, war die Antwort: „Sieh, Gott hat einst den Teufel zur Strafe für all das Böse, das er angerichtet, die Cottica graben lassen. So lange Gott nun dabei stand, machte er keine Arbeit gut, sobald Gott aber den Rücken wandte, bog der Schlingel gleich um die Ecke, um mit schlechter Arbeit Gott einen Verdruß zu bereiten.“

C. S.

**Namen der Surinamer Neger.**

Schw. Stäfelin machte einmal folgende Mitteilung:

Zu Ganzee im Buschland bereitet es den Eltern gewöhnlich viel Kopfzerbrechen, ihren neugeborenen Kindern Namen zu geben. Trotzdem sie sehr stolz auf ihre Vorfahren sind, haben sie keine Familiennamen wie wir, sondern nur einen Vornamen. Darum möchte jedes Elternpaar seinem Kinde am liebsten einen Namen geben, den sonst niemand im Dorfe besitzt. Man hört hier neben biblischen Namen wie Pinehas, Ruben, Jesaja, Jeremia u. s. w. die wunderlichsten anderen Namen, und die Missionare haben oft keine leichte Arbeit, die Leute von dem oder jenem seltsamen Vorschlag abzubringen. Erika, eine junge, hübsche Buschuegerin, wollte mich zur Pate bei ihrem Töchterlein bitten, das an einem der folgenden Tage getauft werden sollte. Ich mußte ihr diese Bitte abschlagen, da eine solche Annahme von Pateenschaften in Suriname nicht gestattet ist; es würden der Patches zuviel werden. Aber eins konnte ich tun, helfen konnte ich ihr beim Namenssuchen. Ich nannte ihr den, ich nannte ihr jenen seltenen Namen, merkte aber bald, daß keiner ihr einleuchten wollte. Am nächsten Tag, nachdem sie hin und hergegangen hatte, kommt sie wieder zu mir und sagt mir ganz beglückt, sie habe einen schönen Namen gefunden. „Palästina“ wolle sie ihr Mädchlein taufen lassen. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. „Wie kommst Du denn auf diesen Namen?“ fragte ich sie erstaunt. „Ich fand ihn in unser Veseßel“, erwiderte sie. Also das war ihre Fundgrube gewesen. Als ich ihr aber erklärte, daß man das gelobte Land so nennt, stand sie doch von ihrem Vorhaben ab und wählte statt dessen Amélia Theodora.

**Menagerie-Bergnügen in Alaska.**

Die Leser werden wissen, daß es in Alaska weder Kühe noch Pferde gibt, ausgenommen die, welche die Weißen hingebacht haben; und daher haben auch die Eskimofinder zum großen Teil noch keines dieser Tiere gesehen. Als daher die Besitzer einer der Fischverandstationen an der Küste vor einiger Zeit Pferde hinbrachten und auch eine Kuh, brachte das für die Eskimofinder am Nusbagag ein Vergnügen, wie es uns Europäern etwa ein Menagerie- oder Zirkusbesuch gewährt; und lange genug hatten sie miteinander über die großen „Hunde“ zu reden. Unbeschreiblich aber war die Freude der Schüler auf der Missionsstation, als die Mission von der Fischstation ein kleines Kälbchen und ein Pferd geschenkt erhielt! Unermüdlich sorgten sie für dieselben, und als man im Winter der großen Kälte wegen einen Ofen im Stall aufstellen mußte, damit die Tiere nicht erfrieren möchten, sahen sie es als eine wichtige Aufgabe an, das Feuer zu managen und zu erhalten. Pferd und Kalb standen unangebunden hinter Brettereinfriedigungen im Stall. Einmal nun vergaß einer der Jüngens den Verschlag zu schließen, und bald kam das Kalb ganz gravitatisch herausspaziert und stellte sich neben den Ofen, um sich zu wärmen. Darob entfiel unter den Kindern eine unbändige Freude über den „Verstand“ des Kalbes! Bald probierte man es auch mit dem Pferde, und nun konnte man Tag um Tag für einige Zeit das Pferd an einer und das Kalb an der andern Seite des Ofens stehen sehen, um sich zu wärmen, die liebe Jugend aber bei der Tier als höchst interessierte Zuschauer! — In dieser Beziehung haben es Pferd und Kuh in Alaska fast besser als die Missionare. Wenn die auf Reisen gehen, wo sie manchmal 10—20 ja bis 50 Tage unterwegs sind, da heißt es manche Nacht bei einer Kälte von vielen Graden unter Null in dünnen Zelten auf dem Schnee schlafen, und sie sind froh, wenn sie nur notdürftig Schutz finden gegen des scharfen Windes Wucht.

**Rätsel.**

Der Reiche kann in Kutschen fahren — und reisen durch die weite Welt, — er kann vom Rätelmoorte Scharen — sich halten für sein teures Geld. — Die Diebe zwar kann er vertreiben — und der Schmarotzer schände Reihn; — doch ohne das Besteke bleiben — wird selten ihm beschieden sein. Du.

RI. 4.— von Kindern in Ebersdorf durch Schw. R. S. erhalten. Dankend Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg., Porto extra. So kostet 1 Gr., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfg., 5 Gr. 1.65, 10 Gr. 3.10 Rth. usw., 20 Gr. und mehr sind portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Ch. Bechler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger S. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Seelsorgerin, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3.

März 1903.

4. Jahrgang.

### Was einst in Hoffenthal geschah.

Segenszeiten aus vergangenen Tagen.

Es ist im Jahre 1804. Da sitzen in Hoffenthal in Labrador die Eskimo in ihrem kleinen Gotteshaus beisammen und lauschen den eindringlichen Worten ihres treuen Missionars, Kohlmeister mit Namen. Er redet mit großer Wärme zu ihnen über den Spruch: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Eine große Sünderin, die selbst von den Heiden verabscheut wurde, sitzt mit in der Versammlung, hört die Worte und ist wie vom Blitzstrahl getroffen. Sie denkt: Sollte es denn wahr sein, daß der Heiland auch für so schlechte Menschen gekommen ist, wie ich bin? Hier ist niemand so schlecht wie ich. Alle verlassen, als der Missionar ausgerebet hat, den Saal, sie allein bleibt sitzen. Als man sie anredet, läuft sie hinaus, hinauf auf den nahen Berg, fällt da nieder und ruft mit bebender Stimme: „O Jesu, ich habe gehört, daß du auch für die Allerschlechtesten gekommen bist. O, wenn es wahr ist, dann laß mich es wissen. Ich bin die Allerschlechteste, laß mich auch selig werden. O, vergib mir alle meine Sünden!“ Und siehe, ein nie gekannter Friede erfüllt ihr Herz, und sie seht um — eine andere, als sie hinausgegangen war. Ihr ganzes Wesen ist geändert. Ihr Mund fließt über von dem, was der Heiland an ihr getan hat.

Eine andere Frau, der niemand etwas Böses nachsagen konnte, die aber sehr eigengerecht war, wird

durch das, was sie an jener Frau sieht, tief erschüttert und erkennt zu ihrem Schrecken, daß ihre bisherige vermeintliche Gerechtigkeit nichts als Sünde sei. In ihrer Angst läuft sie zu jener hin und fragt sie unter einem Strom von Tränen, wie sie zur Vergebung ihrer Sünden kommen könne. Und als sie sich nun zusammen niederwerfen und miteinander beten, erlangt auch sie die Hilfe für ihre Seele.

Von diesen beiden Frauen ging nun eine Bewegung aus, die rasch um sich griff. Auch die Kinder wurden davon berührt und kamen in Unruhe über ihre Seligkeit. Man konnte sie, wie einst die Kinder in Herrnhut, hier und da, einzeln oder in Gesellschaft, auf den Knien liegen sehen und hören, wie sie um die Vergebung ihrer Sünden beteten. Eine große Zahl von Beispielen davon, wie herrlich sich in jenen Tagen das Evangelium als Kraft Gottes an den Herzen der Eskimo erwies, ließe sich anführen. Nur eins folge noch.

Zwei junge Männer gingen in jener Segenszeit von Rain nach Hoffenthal. Beide waren rechte Sorgenkinder der Mission, über welche die Missionare wohl schon oft heiß geseufzt haben mochten. Jetzt wollte der eine von ihnen eine Frau zu ihrer Mutter nach Hoffenthal zurückführen, um sich dann eine andere Frau zu nehmen. Nachdem er das getan, ging er zu seiner eigenen Mutter, einer frommen Abendmahlsgenossin, die zu den wahrhaft Befehrten gehörte. Sie sah bald an seinem ganzen Wesen und an seinen Worten, daß er noch der alte sei; und als er ihr nun erzählte, daß er soeben seine Frau ver-

stößen habe, da fiel sie mit den Hansgenossen, die bei ihr zum Abendessen versammelt waren, in Gegenwart ihres Sohnes auf die Knie nieder und betete: „O Herr! ich übergebe dir mein Kind! O leide nicht, daß es verloren gehe.“ In seinem Herzen getroffen, kann das der junge Mann nicht länger ertragen, er muß hinaus, und in seiner Unruhe eilt er zum Missionar. Und dort bricht er mit all seinen Sünden zusammen und fängt an, eine nach der anderen zu bekennen. Als ihm nun der Missionar sagte, wenn es

Auch dem andern von den beiden war es seltsam gegangen. Als er zum Missionar gekommen war, hatte ihn dieser gefragt: „Wie heißt du?“, und er hatte geantwortet: „Kapik“. Dann hatte der Missionar weiter gefragt: „Willst du immer Kapik bleiben?“ — Kapik war ein heidnischer Name, den er bei der Taufe mit einem neuen Namen hätte vertauschen müssen. — „Ja, ich will immer Kapik bleiben“, hatte er trotzig geantwortet und war voller Wut fortgerannt. Noch in der Türe begegnete ihm ein anderer



Eskimos in Hoffenthal (Labrador).

Männer und Frauen in ihren Sommerkostümen. Silapak heißt das eigentümliche landesübliche Oberkleid, das bei der Frau und dem Kinde rechts auf dem Bilde am deutlichsten hervortritt und im Winter aus Fell, im Sommer aus Kattun oder Wollstoff gefertigt ist. Diese Bewohner der zweit-südlichsten Station Labradors haben auch schon europäische Kleidung und Sitte angenommen. An der Fahnenstange wird durch Aufzug der Flagge die Ankunft unseres Missionschiffes „Harmony“ bei der Einfahrt in den schönen Hafen begrüßt.

ihm wirklich Ernst wäre mit seiner Neue, dann müßte er vor allen Dingen seine Frau wieder aufnehmen, da zeigte sich die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung darin, daß er sofort willig und gern diese Angelegenheit in Ordnung brachte. Dann kehrte er zum Missionar zurück; und der redete nun liebreich und freundlich zu ihm von dem Heiland, der die Sünder annimmt, und forderte ihn an, sich zu ihm hinzuwenden und ihn anzurufen, und wenn er auch nichts weiter zu sagen wüßte als: „Jesus, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“ Das tat er und fand noch am selben Abend Frieden.

Missionar und fragte ihn: „Willst du dich denn nicht bekehren?“ Voll Zorn rief er: „Ach, ich weiß nicht, was bekehren ist!“ Nun eilte er in die Hütte seines Veters, bei dem er schlafen wollte. Als er eintrat, fand er die ganze Familie auf den Knien und hörte, wie um seine eigene Bekehrung gebetet wurde. Was wurde das für ihn für eine Nacht voller Unruhe und Angst! Als er dann am Morgen zum Missionar kam, wies dieser ihn hin zum Heiland der Sünder, und auch ihm wurde Vergebung zuteil. —

So kehrten die beiden Besucher von Hoffenthal



nach Nain zurück. Als sie aber dort angekommen waren, litt es sie nicht, müßig da zu sitzen. Es trieb sie weiter zur nächsten Station Olat. Und so zogen sie von Zelt zu Zelt und teilten ihren Landsleuten mit, was in Hoffenthal geschehen war und was der Herr auch an ihren Herzen getan hatte. Das bewog viele Heiden in der Umgegend der Stationen, zu den Missionaren zu kommen und um Aufnahme in die christliche Gemeinde zu bitten.

Damit sei genug davon erzählt, wie in dem kalten Lande der Eskimo die Sonne der Gerechtigkeit, die bereits aufgegangen war, damals die Herzen Getaufter und Untgetaufter wirklich nachhaltig durchwärmte. Es gab wohl schon mehrere Stationen mit sogenannten Christen, aber es fehlte ihnen noch das rechte Leben mit Christo, ihrem Heilande. Die Ketten hatten sich nicht genügend entwickelt. Da erbarmte sich der Herr, erhörte das brünstige Gebet seiner Zeugen, der Missionare, sandte seinen Geist, der die Herzen ergreift; und in jenen lieblichen Erweckungs- und Erntejahren verdoppelte sich die Zahl der Bewohner der drei Missionsplätze und der Getauften. Gott aber sei Dank, der auch hier den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Der Graf Zinzendorf hat recht, wenn er weniger schön als treffend singt:

Das wildeste, das fälteste Land  
Sitzt hier und da sein Blut in  
Brand.  
Manch Volk, das sonst auch noch  
so dumm,  
Begreift das Evangelium.

Das war's, was einst  
in Hoffenthal geschah und  
was in ähnlicher Weise überall geschehen sollte.

### Die erste Besteigung des Nungweberges.

Daß es in Deutsch-Ostafrika Schnee und Eis nicht gibt, das wißt ihr. Und doch muß man sich oft in acht nehmen, daß man beim Gehen nicht fällt. Wenn es nämlich geregnet hat, wird die an sich harte Erde, die das Wasser schnell ablaufen läßt, so glatt, daß man leicht ausrutscht. Und heut wollen wir etwas hören von einem Gang, auf dem man jaft

bei jedem Schritt sich in acht nehmen mußte, um nicht zu fallen. Es war ein interessanter, aber zugleich gefährlicher Spaziergang, nämlich die Besteigung einer der vielen Kluppen, aus denen der Nungweberg besteht. Der Nungwe bildet bekanntlich eine ganze Bergkette. Wollte man ihn vollständig erklimmen, so würde man mehrere Tage dazu brauchen. Die folgende Beschreibung gewinnt dadurch noch ein besonderes wehmütiges Interesse, als sie von Schw. Böhme geb. Fischer herrührt, die Mitte Dezember heimgegangen ist. Schw. Böhme erzählt erst, wie sie eines Nachmittags mit ihrem Mann auf einem für afrikanische Verhältnisse ziemlich bequemen Fußpfad dahingewandert sei, der dadurch entstanden war, daß die Nungweer Eingeborenen dort alle Tage Stämme für die Missionstischlerei heruntergeholt hatten. Auf diesem Gang kam ihnen die Lust an, die Nungwehöhe so weit wie möglich zu ersteigen. Gejagt, getan. Schw. Häfner schloß sich ihnen an, und so ward eines schönen Morgens zum Abmarsch gerüstet. Davon erzählt die Schwester:

Noch vor 7 Uhr brachen wir von Nungwe auf, mit Lebensmitteln für den ganzen Tag versehen; ich hatte am Abend vorher etwas Reis gebocht, den wir dann oben nur zu wärmen brauchten. Wir mußten uns aber reichlich mit Wasser versehen, da wir unterwegs an keinem Wasserlauf vorbei kamen; auch die Flinte durfte natürlich nicht fehlen, konnte man ja doch nicht wissen, was uns dort oben in der Wildnis begegnen würde. Da auch das wasserdicke

Wachstuch, etwas Warmes zum Umhängen und noch so mancherlei mitgehen mußte, so nahmen wir unsre beiden Burtschen zum Tragen und dann noch einen hiesigen Arbeiter mit, der schon dort oben gewesen war. Schw. Häfner hatte natürlich auch noch einen Burtschen, so waren wir 7 Personen. Nun ging es fort. Es war ein herrlicher Morgen, ganz besonders schön, da die Sonne nicht schien, denn das erste Stück in der Sonnenglut zu wandern, wäre nicht sehr angenehm gewesen, da man zunächst über eine Stunde durch hohes Gras ohne irgend welchen Schutz wandern muß, was sehr ermüdet. Als später die



Bachimba-Hauptlinge (Deutsch-Ostafrika).

Sonne hervorbrach, befanden wir uns schon im Wald, wo es angenehm kühl war; je höher wir hinaufkamen, desto kühler wurde es und desto schöner. Der Boden war mit dem schönsten grünen Moos bewachsen, an den Zweigen und Stämmen der Bäume, überall sah man Moos und alle Arten Farrenkräuter und Schlinggewächse. Immer mehr merkte man, daß man sich in einem Urwald befand; doch hatten wir noch einen ganz schönen Weg, wenn es auch manchmal entsetzlich steil hinaufging und man oft über ein paar im Wege liegende Stämme zu steigen hatte. Nach reichlich 2 Stunden machten wir Halt, setzten uns auf einen umgehauenen Baumstamm und nahmen eine kleine Erfrischung, Butterbrot und Tee, ein. Dann ging es weiter. Immer interessanter wurde die Vegetation. Man sah wunderbar schöne große, unbekannte, feuerrote Blumen hoch oben an den Bäumen sich emporranken. Ganz besonders herrlich nahmen sich die Baumriesen aus, die mit Mimosen und Schlinggewächsen vollständig überwachsen waren. Einige Affen sahen wir auch; unser Hund kam zweimal in unliebsame Berührung mit ihnen, so daß er nur froh sein konnte, daß er mit heiler Haut davontam. Bald hörte aber nun der Weg ganz auf, so daß wir uns im Dickicht selbst Bahn machen mußten, um durchzukommen. Es war jetzt auch weniger schön um uns herum; viel Gras, Gestrüpp und ungeschallener Bambus; mühsam arbeiteten wir uns durch. Da auf einmal kommt wieder ein Stückerl Weg zum Vorschein, und wir erkannten an den ungeheuren Spuren, daß er von Elefanten herrührte. Da diese Spuren noch ganz frisch waren, war offenbar kurz vor uns eine Herde Elefanten hier herumspaziert. Welch angenehme Entdeckung! Wir können also plötzlich einem oder mehreren dieser plumpen Tiere gegenüberstehen! Uns Schweistern wurde bei diesem Gedanken doch etwas gruselig zumute, aber mein Mann hätte eine Begegnung nicht ungern gesehen. Wir benötigten nun fortwährend die von den Elefanten freundlichst getretenen Wege, denn sonst war ein Durchkommen fast nicht möglich. Zuweilen blieben die Schwarzen stehen, um zu lauschen. Das war mir immer ein bißchen unheimlich, besonders wenn immer wieder frische Spuren der Elefanten sichtbar wurden, zuweilen auch dicke Äste quer über dem Weg lagen, die sie von den Bäumen abgebrochen hatten, um die Rinde abzupressen. Wir hätten es nicht geglaubt, daß wir wirklich in nächster Nähe von Kingwe noch Elefanten haben.

Unser Plan war, auf den Lavastrom hinauszukommen, der sich den Kingweberg hinunterzieht; von da ans hätten wir einen herrlichen Fernblick gehabt. Mühsam zwängten wir uns immer weiter durch das Dickicht; doch es wollte keine Lichtung kommen, so daß wir Schweistern ansingen müde zu werden. Da sahen es, als ob es sich lichten sollte. Nun mit frischem Mut weiter! wir wären doch gar zu gern

ins Freie gekommen und hätten als Belohnung für unsere Strapaze eine schöne Aussicht genossen. Doch das Weiterkommen war gar zu mühsam, und da es bald Mittag war, mußten wir an den Rückweg denken, da man sich recht verirren kann. Als wir nun an einer Stelle einen kleinen Ausguck hatten und die Station Kingwe liegen sahen, beschloßen wir sogleich, Halt zu machen und uns hier zur Rückkehr zu stärken. Schnell wurde das Gestrüpp, Sträucher u. s. w. etwas entfernt, ein Feuer angezündet, das Essen gewärmt, und nun ruhten wir uns aus. Wie freuten wir uns, daß wir doch noch etwas Aussicht hatten, und wie herrlich lag die Station da! Und tief unter uns im Hintergrund das Manila- und Bundaki-Gebirge, auf das wir nicht, wie sonst, von unten hinaufsehen, sondern dessen Plateau wir deutlich erkennen konnten. Ja es war ein herrliches Panorama, wenn auch ein Baum die Rundschau etwas versperrte. Recht gut tat uns nun das warme Essen, denn ich muß gestehen, daß es mich ein wenig froh, wir merkten doch, daß wir uns in einer ganz beträchtlichen Höhe befanden. Nicht allzulange konnten wir rasten, wir mußten wieder an den Ausbruch denken. Wir wollten den Weg, den wir gekommen waren, auch zurück nehmen und uns von den schönen Blumen, die wir gesehen, recht viele pflücken, um sie zu pressen und an Bekannte in die Heimat zu schicken. Es war aber sehr schwierig, diesen Weg wiederzufinden, und unsere Leute zogen vor, einen kürzeren Pfad zu wählen. Dabei kamen wir aber so in das Dickicht hinein, daß wir kaum durchkommen konnten. Alle Blumen mußten wir fahren lassen. Endlich nach entsetzlich ermüdendem Marsch kamen wir auf der Stelle hinaus, wo wir das Frühstück eingenommen hatten. Erleichtert atmeten wir auf, jetzt hatten wir doch wieder einen Weg! Nun ging es aber auch so schnell wie möglich vorwärts, da wir noch vor der Dunkelheit zu Hause sein wollten. Was wir aber jetzt doch noch von Blumen erreichen konnten, das wurde gepflückt.

In der siebenten Stunde kamen wir glücklich in Kingwe wieder an, recht frohen und dankbaren Herzens, daß uns der liebe Gott so gnädig beschützt hatte. Wir sind sicherlich die ersten weißen Frauen gewesen, die diese oberen Regionen betreten haben, bereuen es auch nicht, denn es war äußerst interessant, doch werden wir es wohl nicht ein zweites Mal versuchen.

M. 14. — Dyer des Jungfrauenvereins in Dettingen unterm Tod beim Jahresfest. M. 2.05 Missionsbeitrag von Frau Director Peter, Babaria-Bad in Breslau, durch Schw. Adamine Lund, Rimpfich.

Herzlich dankend Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg., Porto extra. So kostet 1 Ex., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfg., 5 Ex. 1.65, 10 Ex. 3.10 Mk. usw., 20 Ex. und mehr sind portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrhut.

Herausgeber Prediger Ch. Bessler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 4.

April 1903.

4. Jahrgang.

### Eine früh vollendete Konfirmandin.

Missionar Heyde auf seiner Station Skelang im West-Himalaya, die wir in der Jaanarummer im Bilde vorführten, hielt im Jahre 1897 zwei Knaben und einem Mädchen Konfirmationsunterricht. Ach was war das für eine Freude für den im Missionsdienst ergrauten Diener Christi, der damals schon seit 44 Jahren auf seinem Arbeitsfelde weilte und noch wenig Frucht von dem ausgestreuten Samen des göttlichen Wortes hatte aufgehen sehen! Wie entsetzlich schwer hält es, bis ein Tibeter seinen buddhistischen Götterdienst aufgibt! Das Herplappern unverständlicher Gebete, das Wallfahren zur Residenz eingebildeter Gottheiten, das träge sich Verlassen auf die Frömmigkeit der Priester behagt dem natürlichen Menschen allüberall, daher auch in den Hochtälern des Himalaya viel mehr, als sich vor dem einen wahren Gott zu beugen und dem Heiland zu vertrauen, der zu unserm Heil gestorben ist und allein durch seine Gnade und Vergebung unsere Sünden tilgen und Kraft zu einem gottwohlgefälligen Leben verleihen kann. Und nun hatte Br. Heyde wieder drei junge Seelen, die es ernst meinten mit ihrem Christentum. Wie dankte er Gott dafür!

Besonders froh war er, daß das Mädchen, Zandrob hieß sie, eine gründliche Kenntnis von den Wahrheiten des Christentums empfangen konnte, denn sie stammte aus einem Hause, das sich zwar ein christliches nannte, in dem aber besonders der Vater, Tsang Nintchen, eine große Gleichgültigkeit

zur Schau trug. Er wohnte in Nyor, dem Nachbardorf von Skelang. Da geschah es zum größten Leidwesen der Missionsgeschwister, daß Zandrob ernstlich erkrankte; ja sie mußte bald den Dienst in der Familie des Missionars Schnabel, den sie übernommen hatte, wieder aufgeben, ihre Kräfte reichten dazu nicht mehr aus. Auch das Missionshaus verließ sie, denn der Vater glaubte die Tochter im eigenen Hause am besten verpflegen zu können. Es wurde ihm zwar abgeraten, einen solchen Schritt zu tun, da es dem Befinden des Kindes äußerst schädlich sein könnte, er blieb aber bei seinem Vorhaben. — Am Gründonnerstag wurden die beiden Knaben eingeseget. Und was taten sie nach der feierlichen Handlung? In Begleitung des Missionsgehilfen Sa Puntfog gingen sie zu Zandrob, ihrer Altersgenossin und machten ihr einen Besuch. Ach sie fanden das Mädchen schon viel schwächer als bei ihrem letzten Besuch. Sie sprach wenig, las aber fleißig im Neuen Testament, und Sa Puntfog, der über Nacht im Hause Herberge fand, bezogte hinterher, wie fröhlich sie im Glauben an ihren Heiland und Erlöser gewesen sei. Kaum, daß sie des Trostes bedurfte, den ihr der Besucher zusprach. Ach, wenn doch die Hausbewohner alle, wenigstens der eigene Vater des Kindes, gesinnt gewesen wären wie Zandrob! Was für ein gutes Beispiel hätte diese Familie den umwohnenden Heiden geben können! Das ganze Dorf hätte von ihnen lernen müssen. Statt dessen sah es recht anders bei den Eltern und Großeltern des Kindes aus.

Letztere nämlich lebten auch im Haus, ja der Großvater war noch Besitzer des ganzen Grundstücks, und daher kam es, daß der Sohn sich nicht ganz frei bewegen konnte. Auch in seinem religiösen Denken und Leben fühlte er sich sehr abhängig von seinen

werden sollte. Ja, das durfte aber nach Anschauung der buddhistischen Heiden nicht so ohne weiteres geschehen. Da mußte erst eine feierliche Einsegnung des Neubaus vorgenommen werden. Dazu erschien denn eines schönen Tages ein Lama (heidnischer



Mitglieder der Missionsdirektion der Brädergemeine.

Vater, der noch Heide war, und ließ alle möglichen heidnischen Gebräuche in seinem Hause vornehmen. So geschah es noch während Ga Puntfog's Anwesenheit, daß ein kleiner Anbau an dem Haus fertiggestellt wurde und nun in Gebrauch genommen

(Priester), bewarf das Haus von allen Seiten mit Gerstenkörnern und murmelte allerhand Zauberprüche dabei. Das war die Weihe. Nun erschien das Haus vor Gefahren geschützt, und dem Glück der Bewohner stand nichts mehr im Wege. Ga

Huntfog nahm Gelegenheit, die Heiden alle, auch den Lama, auf das Sinnlose und Unnütze dieser Handelweise hinzuweisen, aber er erntete nur denselben Dank für seine Worte, der dem Prediger des Evangeliums in jenen Ländern so oft zuteil wird: der Ungeredete schwieg. Vielleicht, daß es den Heiden unter der Würde erscheint, ihre heiligen Sitten zu verteidigen, vielleicht auch, daß sie nicht stichhaltige Gründe vorzubringen wissen, um eine ernstliche Verteidigung wagen zu können, kurz, sie hüllten sich in geheimnisvolles Schweigen.

Daß es der christliche Vater des Mädchens in dieser heidnischen Umgebung nicht gerade leicht hatte, sein Christentum durchzusetzen, ist klar. Um so nötiger war es, daß Geshw. Heyde oft dort besuchten und ihrerseits die jungen Christen stärkten gegenüber den heidnischen Angriffen der Verwandten. Wenn sie in diesen Wochen das Haus betraten, freuten sie sich jedesmal mehr über das Mädchen auf dem Krankenbett. Wie wurde sie doch, äußerlich zwar immer schwächer, innerlich aber immer empfänglicher für Gottes Wort. Noch mit schwacher Hand wies sie auf das Neue Testament hin, in dem sie immer wieder Trost suchte und das ihr die kurzen Erdentage wie mit hellen, farbenprächtigen Abendrot verschönte. Ach es war auch Zeit, daß sie sich ganz fertig machte für den Eingang ins Himmelreich, denn der Engel, der sie in des Hirten Arm und Schoß tragen sollte, nahte sichtlich. Am 9. Juni war es, wo ihr Arm still stand und sie friedliche Heimfahrt halten durfte.

Unbegreiflicherweise war ihr Vater tags zuvor nach dem Orte kühn aufgebrochen. Es lag keine Notigung vor, daß er gerade jetzt seine Schafe dorthin führte, ja es hatte den Anschein, als habe er absichtlich diesen Zeitpunkt gewählt, um dem Ende des Kindes, das er nahe glaubte, nicht beiwohnen zu müssen. Ueberdies hatte er die Weisung hinterlassen, daß man Sandroß's Tod nach Avelang melden sollte. Das hatten die Angehörigen gern zugesagt, denn, fügten sie hinzu: „Wir können ja doch die Leiche nicht anrühren“. Offenbar fürchteten sich die Heiden vor der Berührung eines Christen nach dem Tode. Als die Nachricht im Missionshaus bekannt wurde, hielten Trauer und Teilnahme ihren Einzug, die Missionare gönnten aber dem Kinde ein schönes Los, nun dem verjüngungsreichen Erdenleben entrückt

zu sein und wohlgeborgen beim Herrn weilen zu dürfen. Und bald machten sich Dana und Droppa, die Häupter der beiden angesehenen Christenfamilien der Avelanger Gemeinde, nach Nyor auf den Weg, um die Vorbereitungen für das Begräbnis zu treffen. In einem zum Hans gehörigen Garten gruben sie mit Hilfe einiger Dorfbewohner ein Grab. Tags darauf folgten Geshw. Heyde mit 9 erwachsenen Christen der Gemeinde zur Feier des Begräbnisses. Erst jetzt konnte in der Eile ein weißes Sterbekleid für die kleine Himmelsbraut hergestellt und der Leiche angelegt, ebenso erst jetzt ein notdürftiger Sarg gefertigt werden. Als dies alles beendet war, sangen die Umstehenden einen Vers, dann wurde der Sarg aus dem Oberstok in die



Unser Missionsdampf „Harmony“.

Hausflur hinab und weiter den schwierigen Weg durch den Kuhstall in den kleinen Garten zur Grabstätte getragen. Unter dem Gebet der Begräbnisitaner und Gesang eines Liedes erfolgte die Einsetzung. Das tiefe Grab wurde dann ausgefüllt und ein kleiner Hügel darüber gewölbt. Fr. Heyde aber hielt noch eine Ansprache an die Versammelten über den Ernst des Todes und das Leben, das auch über Tod und Grab hinüber dauert, das uns durch des Heilands Sterben und Auferstehen erworben worden ist. Darum „Lasset euch versöhnen mit Gott durch den Glauben an Christum Jesum!“ in diese Mahnung klang die ernste Grabrede aus. Auf dem flachen Dache des Hauses war fast die ganze Einwohnerschaft des kleinen Dorfes versammelt und lauschte still und andächtig.

Die Feier machte sichtlich Eindruck auf alle Hörer. Nach dem Gottesdienst aber wurden die Gäste von Avelang nach von den Christen und den Verwandten der Entschlafenen mit Brot und Tee bewirtet. Dann zogen sie heimwärts.

Möchte ein bleibender Segen aus aller Heilsvorkündigung erwachsen, die auf mancherlei Weise auch in den Hochtälern des Himalaya erschallt. Möchten auch gerade alle Konfirmanden und Konfirmandinnen hüben und drüben dem einsältigen Glauben dieses Mädchens nachfolgen!



Die Mitglieder unserer Missionsdirektion.

Moravian Mission Board ist die englische Bezeichnung für die Missionsdirektion der Brüdergemeine. Englisch ist diese Bildüberschrift, weil es englische Brüder waren, welche die Missionsdirektoren um ihre Photographien gebeten haben, als sie im Anfang dieses Jahres ein neues Missionsblatt herausgaben. Und die deutschen Brüder, obgleich zu solchen Veröffentlichungen früher nicht sehr geneigt, willfährten, stellten sich eines schönen Tages vor der Eingangspforte des Zinzendorf'schen Schlosses in Berthelsdorf auf, und es dauerte nicht lang, da waren ihre Gesichter auf der Platte festgehalten. Erwachsenen wie Kindern wird es lieb sein, dies Bild einmal vor sich zu haben; zeigt es doch die fünf Brüder, die das ganze Jahr hindurch die Sorge um die Leitung unsres großen Missionswerkes tragen, die mit den 200 Missionaren im Briefwechsel stehen und speziell auch über die Missionskinderanstalten in Kleinwefka die Oberaufsicht führen. Früher lag letztere Pflicht Br. Buchner, dem Vorsitzenden, ob; jetzt unserm Br. Padel; und Br. Bau hatte bis 1899 die unmittelbare Leitung des Mädcheninstituts in der Hand. Weitergereifte Männer haben wir vor uns, denn diese Brüder besuchen auch von Zeit zu Zeit das eine oder andere der Missionsgebiete. Br. Buchner, Br. Romig, Br. Padel und Br. La Trobe haben mehrfach den Ozean, den atlantischen wie den indischen, gekreuzt, um in Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, Südafrika und Inner-Asien nach der Missionsarbeit zu sehen, ja die Brüder Romig und Padel weilten selbst als Missionare jahrelang in Westindien und Kafferland. Ist es da ein Wunder, daß ihre Kraft jetzt nicht mehr voll ausreicht zur Arbeit? Ihr seht es ja schon an ihren weißen Bärten, daß sie unter die Jüngsten nicht mehr gehören. Br. Romig ist gestern in sein 70. Lebensjahr eingetreten und überdies hat ihn eine böse Krankheit befallen, und Br. Padel hat die 60 auch schon seit einigen Jahren überschritten. Es werden darum beide Brüder im Sommer aus der Direktion austreten. Alle Brüder aber, die 60er wie die 50er, bedürfen die Kraft unsrer Fürbitte. Das Bild erinnere darum einmal die Kleinen wie die großen Leser an ihre Pflicht gegen diese Väter!

Die Umschritt um das Lamm mit der Siegesfahne aber bringt uns eine Tatsache und eine Mahnung zum Bewußtsein, die in dieser Passionszeit zum Nachdenken besonders Veranlassung geben. Die lateinischen Worte vicit agnus noster; eum sequamur heißen nämlich zu deutsch: „Unser Lamm (der Heiland) hat überwunden; ihm wollen wir nachfolgen.“

Die Besegelung Labradors und unser Missionschiff „Harmony“.

Schon im Juni vorigen Jahres zeigte unser Blatt eines unserer Missionschiffe, den kleinen „J. G. Ward“ in Australien. Heut sehen wir die stattliche „Harmony“, die den Verkehr zwischen England und unsern Labradorstationen vermittelt. Seit dem Jahr 1770, also jetzt 133 Jahre lang, fährt alljährlich ein Missionschiff an jene rauhe, bis in die Monate Mai, Juni, ja bis in den Juli hinein mit einem Panzer von Eis umfettete Küste, und noch nicht ein einziges Mal hat das Fahrzeug Schiffbruch gelitten oder ist beschädigt worden. Immer noch zur rechten Zeit erhielten unsere Missionare auf ihren einsamen Posten Lebensmittel, Werkzeuge, Kohlen, Kleidung oder was sie sonst brauchten; obgleich es mehrmals nahe daran war, daß dies Schiff sein Ziel nicht erreicht hätte. Es war z. B. im Jahre 1772. Da hatte die „Amity“ erst in Neufundland dem Fischfang obgelegen und konnte dann nicht früher als am 28. Oktober auf der damals einzigen Station Main eintreffen. Und was für entsetzliche Folgen hätte ihr Ausbleiben haben müssen! Die Missionare waren ja nur noch im Besitz von zwei Stücken Salzfleisch und wenig anderen Nahrungsmitteln. In der Ankunft des Schiffes verzweifelt, hatten sie von Blaubeeren und Preiselbeeren gesammelt und getrocknet, so viel sie finden konnten, machten sich aber bei der Dürftigkeit dieser Nahrung schon auf einen rechten Hungerwinter gefaßt. Wie waren sie nun von Freude und Dankbarkeit erfüllt, als das Missionschiff doch noch eintraf und sie versorgte. Eine gnädige Fügung des Herrn war es auch, daß dasselbe, nicht durch Eis festgehalten, noch die Küstkreise antreten und Ende Dezember London glücklich erreichen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Rästel.

1	2
3	4

1 2 ein Nebenfluß der Oder, 3 4 eine Harzstadt, 1 3 ein Burengeneral, 4 2 ein inneres Organ, 1 4 ein schleswigisches Altermaß, 2 3 ein Mädchenname, 2 2 Bewohner Nordafrikas.

Mf. 60.—, 1/1000 der Schuld, gesammelt in der Mädchenanstalt und Lehrfrauen-Seminar in Gnadau, durch Schw. P. Bed dafelsb. für Deutsch-Dafrika: Mf. 3.20 von der Sonntagsschule durch Pastor Boelchau, Potsdam. Mf. 2.— von Herrn Kantor Müller, Fischbach bei Stolzen.  
Herzlich dankend Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg., Porto extra. So kostet 1 Ex., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfg., 5 Ex. 1.65, 10 Ex. 3.10 M. usw., 20 Ex. und mehr sind portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Becher, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhlg., der Missionsanstalt der Co. Brüderunität, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr 5.

Mai 1903.

4. Jahrgang.

### Die Besetzung Labradors und unser Missionschiff „Harmony“. (Schluß.)

Seit einer langen Reihe von Jahren trägt unser Labradorschiff den Namen „Harmony“. Das in der letzten Nummer im Bilde vorgeführte ist das jetzige, das fünfte dieses Namens. Wie stolz es mit seinen aufgeblähten Segeln ins offene Meer hinauszieht, an dem gefährlichen Kolof von Eisberg vorüber! Es hat auch Grund, denn es ist ein guter Segler und überdies noch zum Dampfbetrieb eingerichtet und konnte daher im letzten Jahr zweimal die Fahrt über den Ocean ausführen. Gebaut wurde dieses Schiff, das früher Vorna Doone hieß, im Jahr 1876 für den Gebrauch in den eigenen Gewässern der Kara-See in Nord-Kien; 1895 erhielt es die Dampfmaschine. Der Kumpf ist von Holz, weil Eisen den Eisbergen und dem Frost nicht genügend Widerstand leisten würde. Auch darf ein artliches Fahrzeug nicht wie die für die Tropen bestimmten unten mit Kupfer beschlagen sein; es ist dies auch nicht nötig. Was die Schiffsahrt in den nordischen Gewässern so sehr erschwert, sind die Strömungen, die sich beständig ändern, die Nebel, die jeden Ausblick hemmen, plötzliche Windstöße, verursacht durch den jähen Wechsel der Temperatur, weiter der Frost, der das Tafelwerk mit Schnee und Eis umkleidet, so daß das Hantieren mit den Tauen fast unmöglich wird und endlich die entsetzlich gefährlichen Eisschollen und Eisberge, die von ungeheurer Größe sein können und oft ihre

Bahnen unvorhergesehen auf ein Schiff zu nehmen, so daß dieses nicht mehr Zeit hat auszuweichen.

Die Eisberge bilden sich von dem Eis an den Ostküsten Grönlands und treiben dann südlich und südwestlich auf Labrador und Neufundland zu. Ihr Aussehen ist wunderschön. Kolossale Tore, ja marmornen Palästen und Tempeln gleich ragen sie in die Höhe und glitzern und glänzen im Sonnenschein, daß die Fahrgäste alle ihre helle Freude an ihnen haben. Den Seefahrern aber sind sie ein Schrecken. Denn sie stehen nicht still an einem Punkt im Meer, sondern ziehen, wie gesagt, südwärts, ja treiben oft nach rechts und links mit der Strömung des Wassers; und da tauchen sie oft so plötzlich in der Nähe des Schiffes auf, daß man kaum weiß, woher sie kommen, und daß sie bei nebligem Wetter und bei Nacht sehr gefährlich; und dann sind sie begreiflicherweise so massiv und schwer, daß ein Schiff, welches zwischen zwei Eisberge gerät, unfehlbar zerdrückt wird. Wie dankbar müssen wir da sein, daß Gott der Herr unser Missionschiff durch all die langen Jahre hindurch gnädig behütet und sicher geleitet hat!

Von einem Zusammenstoß der „Harmony“ mit einem solchen Eisberg weiß die Geschichte unserer Labrador-Schiffsahrt auch zu erzählen. Erst auf ihrer Fahrt nach Labrador im Jahr 1895 wurde die „Harmony“ bei Nacht und Nebel von einem großen Eisberg angerannt. Das trug sich folgendermaßen zu. Es war an einen Nachmittag. Da tauchte plötzlich eines jener Ungetüme von Eis



in der Nähe des Schiffes auf. Ruhig zog es seine Bahn, ja es verschwand auch wieder, und so konnten sich Kapitän und Fahrgäste noch an dem schönen Anblick des weissschimmernden Koloßes in der Ferne erfreuen und im übrigen sich mehr und mehr beruhigen, daß die Gefahr vorüber sei. Und doch: War sie auch wirklich vorüber? Oder sollte der Eisberg etwa wieder in ihre Nähe kommen? Nein, heut schien das unmöglich. Die Strömung ging in entgegengesetzte Richtung. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit beschloßen darum die Missionare, die Brüder Jannaß und Lundberg, welche als Reisende auf der „Harmony“ fuhren, heut einmal trotz der Nähe des Eisberges nur bis Mitternacht wach zu bleiben, dann aber ausgekleidet zu Bett zu gehen. Schlafen freilich konnten sie auch heut nicht. Sie mußten immer wieder an den Eisberg denken. Ob er wirklich abgezogen war? Oder ob er doch noch einmal kehrt machen und ganz unermutet wieder in die Nähe rücken würde? Es wurde 1 Uhr, und noch war alles ruhig. Da aber plötzlich begann an der Außenseite der Stojen, d. h. der Schiffsbetten, in denen sie lagen, ein fürchterliches Getöse, ein Schütteln und Stößen, so arg, daß sie fast aus den Betten flogen. Dabei donnerte es auf dem Deck über ihnen, als wenn eine Ladung Ziegelsteine herabregnete. Und bald darauf ein Krachen und Brechen, als wenn festes Holzwerk aneinander berstete! Niemand glaubte anders, als daß das Schiff dem Untergang geweiht sei. Entsetzlich! Die dienstfreien Matrosen kamen barfuß, mit ihren Kleidern im Arm, auf Deck gestürzt. Und die Missionare fuhren natürlich ebenjo schnell in ihre Kleider und eilten hinauf. Was war geschehen? Da sahen sie gerade noch den riesigen Eisberg, der so hoch war wie die Masten des Schiffes! Wie ein geisterhaftes weißes Ungeüm verschwand er jetzt in die pechschwarze Nacht hinein. Dort, wo Br. Jannaß seine Kajüte hatte, hatte er den Rumpf des Schiffes getroffen, das des Nebels wegen beigedreht vor dem Winde lag. Außerdem hatten sich durch den Zusammenstoß oben an den Masten Eisstücke losgelöst und waren auf das Deck herabgestürzt. Daher das Gepolter über den Köpfen der Ruhenden. Bei Tage ließ sich dann noch der ganze angerichtete Schaden übersehen. Die Bordwandstützen über den Masten waren durchgebrochen, und die Rettungsboote fand man, obgleich ihre Unterlagen mit acht Zoll dicken Bolzen in der Schiffswand befestigt waren, mit fürchterlicher Gewalt herausgerissen, und all die einzelnen Teile lagen nun auf dem Meeresgrund. Da standen Missionare und Mannschaft zitternd vor Aufregung und Kälte in der stockfinsternen Nacht auf Deck, sprachlos und verwirrt. Und doch: das erste Gefühl war Dank gegen Gott, der sie alle aus augenscheinlicher Gefahr gnädig errettet hatte.

Ja, es ist Gottes Gnade, daß unsere Labrador-Schiffe noch jedes Jahr ihre Fahrt glücklich vollenden

konnten. Diese Tatsache hat ein mit den Gefahren der nördlichen Gewässer wohl vertrauter englischer Admiral schon vor vielen Jahren für eine „in der Geschichte der Seefahrt unerhörte, noch nicht dagewesene“ erklärt. Laßt uns auch ferner unsere „Harmony“ dem Schutz des Herrn befehlen, der nicht nur die stürmischen Wogen des Genesaretiees zu glätten vermag, sondern Gewalt hat über alle Wasser der Erde!

### Zum Bilde.

Selten findet man eine so schöne Wiedergabe eines Eisberges, wie die auf unserm Bilde gebotene, das wir nach einer Photographie unsers Missionars Br. Stecker anfertigen ließen. Es lagerte dieser Koloß im Jahre 1900 vor dem Hafeneingang der Hauptstadt von Neufundland. Leider können wir nicht genau angeben, wie hoch und breit dieser Eisberg ist. Da solche Eisberge aber eine Höhe von 100 Metern, also die Höhe ansehnlicher Kirchen, erreichen und dabei manchmal eine Länge und Breite von mehreren Kilometern (im gemächlichen Spaziergangsschritt wandert man einen Kilometer in 12—15 Minuten) und außerdem gewöhnlich nur der achte Teil eines Eisberges sichtbar ist, die weit größere Masse dagegen unter dem Wasser verborgen bleibt, so könnt ihr euch eine Vorstellung davon machen, was für eine kolossale Ausdehnung wohl auch dieser Eisberg gehabt hat. Und nun denkt euch, daß sich ein solcher Eiskoloß spalten kann, wie man es auf dem Bilde sieht, und dann die eine Hälfte wegwichnimmt, oder daß sich durch Abschmelzen oft der Schwerpunkt der gewaltigen Masse ändert und sie sich dann plötzlich auf eine Seite legt — wie gefährlich kann das für ein vorbeisegelndes Schiff werden, zumal sich eine solche Spaltung oder Umdrehung auch unter dem Wasser vollzieht! Solche Eisberge treiben weit in den atlantischen Ozean hinein; sie schmelzen dann zwar, aber doch erst im Sommer; bis es so warm wird, haben sie oft schon den 40. oder gar den 36. Grad nördlicher Breite erreicht. Den aber findet ihr auf euren Atlas südlich von New-York und von Lissabon. So weit also im Süden sind die Schiffe in den Monaten April und Mai vor Begegnungen mit Eisbergen nicht sicher. Besonders häufig treten solche in der Nähe von Neufundland auf. In dieser Gegend sind einmal von einem Schiffe heraus in Zeit von 24 Stunden 350 Eisberge beobachtet worden. Es ist nach dem Gesagten verständlich, daß alle Kapitäne angewiesen sind, die Stellung der Eisberge, die sie auf ihrer Fahrt bemerken, den Hafenbehörden anzuzeigen. Danach stellen dann die Seewarten in Hamburg und New-York Eisbergarten zusammen, die den Seefahrern zur Warnung dienen. Gerade in diesen Aprilwochen, in denen wir leben, sind die Schiffskapitäne von

Hamburg ans angewiesen worden, ihren Kurs auf der Fahrt nach Neu-York noch südlicher als gewöhnlich zu nehmen, da dies Jahr schon jetzt sehr weit im Süden Eisberge beobachtet worden sind.

#### Hauseinweihung auf der Kamainfel (Moskito).

Br. Nathan und seine Gattin, die treue Helferin Emmy, hielten am 4. Juli vorigen Jahres mit ihren vier Kindern feierlichen Einzug in ihr neues Haus. Das gab ein großes Fest. Da wurden viele, viele Gäste geladen. Fünfzig bis sechzig Leute waren

des Hauses. Der Missionsgarten lieferte eine Menge schöner Blumen, und die Kofosnußpalmen vor dem Hause gaben die schlanken Palmzweige dazu her. Letztere wurden in Halbbogen an der Wand befestigt; geschmackvoll geordnete, duftende Stränche zierten Tische und Wände, und bunte Bänder flatterten im Winde. Endlich war alles fertig; Kaffee und die selbstgezugene Schokolade dampften in großen, schwarzen, dreibeinigen Eisentöpfen; die Tassen standen zierlich geordnet auf dem weißgedeckten Tisch, Kuchen und duftende Blumen in der Mitte. Nun konnte Henry die Gäste holen gehen. Wir waren ziemlich die ersten, die sich einfanden



Der dem Hafeneingang von St. Johns (Neufundland) vorgelagerte Eisberg.

schließlich mit dem Missionar Schramm und seiner Gattin anwesend; und gar manche andere noch, welche die Nähe des Missionars scheuen, waren der freundlichen Einladung wohl gar nicht einmal gefolgt. Schw. Schramm erzählt: Bei einem solchen Fest geht es natürlich nicht ohne große Vorbereitungen ab. In den Tagen vorher mußte Henry, der Sohn (der übrigens einer meiner Harmoniumschüler ist), gar oft in unsern kleinen Laden kommen, um Butter, Zucker, Mehl, Reis und Kaffee zu kaufen; denn es galt, eine Menge Kuchen zu backen; und manches aus der Zahl der Verwandten war erschienen, um helfende Hand mit anzulegen. Als das Backen fertig, ging man aus Annschmüden

und hatten somit viel Zeit, vorher noch das Haus, den Wohnraum und die Schlafkammer, sowie die einige Schritte entfernt liegende Küche zu besichtigen. Hier hatten sich schon die zwei Hunde und zwei Katzen häuslich und friedlich niedergelassen. Wie ein Indianerhaus und -Küche aussieht, braucht nicht erst beschrieben zu werden, man kann es ja auf den Missionspostkarten sehen; sind sie doch meist nach ein und demselben Stil gebaut. An die Decke schauend, gewahrten wir nun auch noch andere umgebete Gäste, die sich eingestellt hatten. Die bösen „woodants“ nämlich waren schon eingedrungen, an den Balken entlang hatten sie einen sogenannten überirdischen Tunnel gebaut. Nach längerer Zeit

lassen sie sich in einem großen Neste nieder. Diese Ameisen zernagen das Holz und richten dadurch großen Schaden an; nur durch das giftige „calomel“ lassen sie sich vertreiben. Nun, der Hausvater wird hoffentlich nicht lange zögern, wie es freilich manche andere tun, sich jenes Gift in unserm Laden zu holen.

Wir haben uns nun alles angesehen, aber noch immer ist das weltliche Oberhaupt, der Bürgermeister oder Magistrat, wie er hier genannt wird, nicht erschienen. Indes Schw. Emmy will nicht länger warten, und so setzen wir uns an den Tisch. Selbstverständlich hat jedes Anwesende sein Gesangbuch und die „Sankeys“, das einzige Liederbuch, das es hier gibt, mitgebracht. Eingeleitet wird nun die Feier mit dem Lied: „Dein Verdienst und deine liebe Nähe segne sie nur für und für“, dann liest der Missionar die Geschichte von Zachäus, die den schönen Spruch enthält: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren“, und hält eine Rede, in der er anknüpft an das Gelesene sowie an die vier Sonntagsschulbilder, welche die Wände schmücken: Jesu Geburt, sein Einzug in Jerusalem, Jesus vor Pilatus und die Kanaaniterin. Nach einem Gebet wurde noch das Lied gesungen: „Dem Herren müßt du trauen“. Damit waren die Wünsche aller Anwesenden für die Hausbesitzer zum Ausdruck gebracht und ihnen Gottes Segen erfleht. Nun konnte der zweite Teil der Feier beginnen. Der Magistrat, Br. Downs, war unterdessen erschienen. Geschäftige Hände machten sich zu tun, Schokolade einzuschicken und Kuchen anzubieten. Natürlich erhielt der Missionar und seine Familie die schönsten Tassen, mit gemalten Rosenzweigen geziert. Aber es waren nicht genug Tassen vorhanden, sodaß Rahel, die älteste Tochter des Hauses, schon vorher alle im Missionshaus vorhandenen hatte holen müssen. Um die Tafel her saßen etwa zwanzig Leute, die andern quetschten wie Heringe zusammengepreßert auf den an den vier Wänden entlang laufenden Bänken; selbst in der Schlafkammer waren Gäste untergebracht. Nun langten aber die Tassen bei weitem nicht für alle Feienden, und so hieß es, wenn ein Teil derselben fertig getrunken hatte: Bitte, macht nun anderen Durligen Platz. Und bald hatten sich die Räume nun gefüllt. Alle aber ließen sich die Schokolade trefflich schmecken, auch den Reispudding, Kofu- und Meistuchen sowie das süße Brot. Die Kofu ist eine Art Kartoffel, nur viel trockener und derber wie diese, die zu allerhand Speisen verarbeitet wird.

Sehr lebhaft ging es bei dieser Feier nicht zu; denn für Unterhaltung muß bei den Nama-Indianern der Missionar allein sorgen, und nur hin und wieder ertönt aus dieser und jener Ecke ein yes oder no (ja und nein), oder ein Lachen als Antwort. Als alle hungrigen Mägen zufriedengestellt waren, wurden

Gesänge aus dem erwähnten Sankeybuch, besonders Schw. Emmy's Lieblingslieder, angestimmt. Dann hielt die Wirtin selbst eine kleine Ansprache. Sie wandte sich zunächst an ihre kleinen Schüler und Schülerinnen; Schw. Emmy hilft nämlich dem Missionar in der Schule bei den Kleinen, die noch kein Englisch, sondern nur das Nama-Indianisch verstehen. Und dann fragte sie, ob die Gäste denn wüßten, an welcher bedeutungsvollen Stelle ihr Haus erbaut worden sei: es stehe nämlich genau da, wo einst die erste Kirche gestanden habe, von wo aus also durch „Papa Johnson“ (so nennen sie Br. Fürgensen) das erste Licht des Evangeliums zu ihnen gebrungen sei, da sie noch Heiden waren. (Die Kirche und das Missionshaus wurden durch Br. Kuschig später auf die andere Seite der Insel verlegt.) „O wir sind so glücklich“, jagte Schw. Emmy, „daß wir an dieser Stelle wohnen dürfen, und es ist unser Herzenswunsch, daß auch unser Haus durch Gottes Gnade ein Licht werden möge, das nach allen Seiten hell leuchte.“ Möge der Herr diese Worte wahr machen! Schließlich wurde noch eine letzte Tasse Kaffee herumgereicht, und dann stimmten wir zum Abschied an: „Herr, bleib bei uns, schnell bricht die Nacht herein“ (Abide with us — Fast falls the eventide). Allen Anwesenden, Groß und Klein reichten wir die Hand zum Abschied, Schw. Emmy und Br. Nathan für ihre freundliche Einladung herzlich dankend.

Es war ein schönes, geeignetes Beisammensein, ein Fest, wie es in dieser Ausführllichkeit nicht oft mehr gefeiert wird; denn es gibt leider manchen Hausbesitzer, der Gottes Segen nicht in der gleichen schönen Weise zum Bau oder zum Einzug erbeten hat! Möge dieses Fest dazu beigetragen haben, die Nama-Leute wieder zu erinnern an all die bedeutungsvollen christlichen Sitten, die ihnen Br. Fürgensen und seine Nachfolger gelehrt haben und in denen auch ein Segen liegt.

### Mästel.

Die erste drückt Verwunderung aus, — Die zweite glänzt ob Dorf und Haus, — Hochfestlich strahlt das Ganze — Im Auferstehungsanlaufe.

Ml. 17. — durch das ev. Barrant Thuningen, D.-M. Tuttlingen, Württemberg, von dortigen Kindern für Leben von „Nord und Süd“. Ml. 160. — Erlös eines Konzerts und eines Verkaufes von Handarbeiten in der Mädchenanstalt in Onabau. Ml. 6. — gesammelt in der Kindervereinsamtung in Schwerin a. Warthe durch Herrn Otto Wunnicke dableibt. Ml. 9.30 von der Sonntagsschule in Urach durch Frl. Koser dableibt. Ml. 6.60 von den Tageshülerinnen der Mädchenanstalt in Remwid. Ml. 5. — gesammelt von Kindern der Gemeinde Martlissa, welche dankbar und erfreut sind, jetzt monatlich das Blatt „Aus Nord und Süd“ zu erhalten, dd. Herrn Dialonus Ritter, Martlissa.

Herzlich dankend Missionöverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg., Porto extra. So kostet 1 Ex., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfg., 5 Ex. 1.65, 10 Ex. 3.10 Ml. usw., 20 Ex. und mehr sind dorthier.

Missionbüchhandlung, Herrnhut.

Veransgeber Prediger Ch. Weidner, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger G. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Verbrüdertheit, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6.

Juni 1903.

4. Jahrgang.

### Trene.

In der Nähe der Surinamer Hauptstadt Paramaribo liegt der Ort Beekhuizen (sprich Beekhänen). Dort betreibt einer unserer Missionare die Landwirtschaft. Alle Einnahmen der Farm und Ländereien fallen der Missionskasse zu und tragen so zur Deckung der großen Kosten des Missionswerks bei. Da gibts, wie das auf einem großen Hof nicht anders sein darf, Kühe, Ochsen, Gel, Hühner, Schweine und was weiß ich mehr, und auf den ausgedehnten Feldern werden hauptsächlich Bananen, jene schönen, gurkenförmigen, süßen Früchte, gezogen und Kakao gebaut. Schon von den Tieren könnte ich euch einiges erzählen. Schweiter Praelwitz hat in Familienbriefen Kleinigkeiten vom Leben auf der Farm berichtet. Sie interessieren auch uns. So wollen wir etwas hören und sie hiermit bitten, daß sie uns einmal einen ganzen „Tag auf der Missionsfarm“ beschreibt. Da gab es z. B. einen bösen Stier. Man durfte ihm nicht nahe kommen. Gleich fing er an zu brummen und zu brüllen, zu stoßen und seine Hörner zu senken und zu heben, als wollte er den Menschen etwas zu leiden tun. Und was war's? Einmal ging er tatsächlich auf den Anseher los, und ein anderes Mal hat er Missionar Praelwitz's Leben bedroht, ja die ganze Nachbarschaft fühlte sich nicht mehr sicher, kurz, so schwer es seinem Herrn auch werden mochte, es blieb nichts übrig, als den Stier, übermütigen Gefellen dem Tode zu weihen. Eines schönen Tages, es war

Mitte März, mußte er den Todesstreich empfangen und brach zusammen, die Familie seines Herrn aber erxente sich am nächsten Mittag an seinem Fleisch.

Doch davon ist eigentlich erzählen wollte, das ist etwas Schöneres. Das handelt von einem Menschen und zwar von einem treuen Knecht, von dessen Gewissenhaftigkeit hinter dem Rücken seines Herrn vielleicht auch die kleinen weißen Leser etwas lernen können. Bananen, sagten wir, werden in Beekhuizen gezogen. Und diese Früchte müssen zum Verkauf in die Hauptstadt gebracht werden. Damit hat es nun seine besondere Bewandnis. Auch viele andere Leute haben Bananen in ihren Gärten; und sind die gut geraten und gibt es ihrer viele, dann brauchen die Leute auf dem Markt keine zu kaufen, und der Bananenmann von Beekhuizen wird nicht viele los. Nur gerade die schönsten Früchte, die nehmen ihm die Käufer ab. Viel dafür zahlen wollen sie aber dann auch nicht, eben weil sie selber Früchte haben. Da kommt denn Harry, so wollen wir ihn nennen, an solchen Tagen ganz traurig nach Haus und schüttet seine Körbe wieder aus, ja muß die nicht verkauften Bananen, da sie sich nicht lange halten, bald den Schweinen zum Futter hinwerfen. Ganz anders aber, wenn rings umher in den Gärten der Leute einmal die Bananenständer nicht viel getragen haben, dann lacht sich Harry ins Zänstchen und freut sich schon im voraus auf das schöne Geld, das er auf dem Markt für die Mission einnehmen wird. Ja aber, müssen denn die Leute Bananen kaufen, ist Harry denn so sicher, daß er

seine Früchte los werden wird? Ei freilich, damit kann er ziemlich fest rechnen, denn so wenig wie auf einer deutschen Tafel Kartoffeln fehlen dürfen, so wenig kann man in Suriname ohne Bananen leben. Nun also, Harry hat seinen Langohr aus dem Stall, schirrt sein Wägelchen an, ladet die Fruchtkörbe auf, und fort geht die Reise. Nach einer halben Stunde ist der Markt in der Stadt erreicht. „Wer kauft Bananen? Wer kauft Bananen?“ so klingt es bald den Leuten in die Ohren, und nach einander füllen sie alle ihre Taschen oder ihre flachen runden Körbchen, die sie dann auf den Kopf heben und im Gleichgewicht haltend davon tragen. Verquügelt trotten sie ab. Noch verquügelter aber wird Harry, denn seine großen Körbe werden immer leerer, und dafür schwillt sein Beutel immer mehr an. Was wird Meister Prellwitz sagen, wenn er ihm heut so viel Geld nach Hause bringt! Ja Vater Prellwitz wird wirklich überrascht sein, denn er hat keine Ahnung, daß gerade heute so viel Nachfrage ist. Im Voraus läßt sich das nie genau bestimmen, was man an den Markttagen für die feilgebotenen Früchte lösen wird. Daher ist es immer gut, wenn der Verkäufer ein zuverlässiger Mann ist, der nichts von dem Gelbe veruntreut, sondern selbst dafür interessiert ist, seine Ware möglichst gut an den Mann zu bringen. Harry ist ein solcher treuer Bananenmann. Das sahen wir; das beweist nun auch noch der Schluß der Geschichte. Die letzte Banane ist verkauft, Harry rüffel sich zur Rückfahrt, bald raffelt sein Gefährt durch die Straßen der Stadt wieder der Plantage Beekhuizen zu. Er kann es kaum erwarten, bis er seinem Herrn den gefüllten Beutel überreichen wird. 65 Gulden, in deutschem Gelde 117 Mark und 75 Pfennige bringt er heut heim! Wie wär's, wenn er Br. Prellwitz eine Uberschätzung bereitet? Gedacht, getan. Er hält im Hof und steigt zur Veranda des Missionshauses hinauf. Vater Prellwitz merkt gar nichts; „halt“, denkt er da, „das kann glücken“. Und nun überreicht er seinem Herrn zunächst nur das eingenommene Silbergeld und will erst hören, was der Empfänger sagen wird. Dieser zählt nach; zehn, zwanzig, dreißig Gulden. „Ja, ja“, jagt er dann, „die Bananen waren wohl heut nicht besonders schön, da konnte man nicht viel mehr erwarten.“ Aber nun die Freude des Bananenmannes, als er

noch den Rest, fünf und dreißig Gulden in Papiergeld, dem silbernen Schatz hinzufügen kann! — Ein schöner Zug! Harry ist ein treuer Mann. Treue findet man nicht bei allen Negern. Ob sie bei allen Weiszen zu finden ist?

### Getrocknete Fische in Alaska.

Carmel liegt am Nushagakfluß. Die Mündung dieses Stroms ist ein belebter Platz. So gering die Bevölkerung Bethels am Ausfluß, so zahlreich die Carmels. Besonders im Sommer. Da wohnen neben den Eskimos noch 1000—2000 Weiße dort. Die arbeiten in den sieben großen Fischverhandlungsstationen, welche man errichtet hat. Alaska ist nämlich ein reiches Land; reich an Gold, reicher aber noch an Fischen in Fluß und See. Da gibt es Lachs aller Arten, Forellen, Schwarz- und Weißfische und noch viele andere. Die werden gefangen und dann, wie das Bild es uns zeigt, getrocknet, später in Kisten verpackt und in die Vereinigten Staaten zum Verkauf geschickt. In unsemr Missionshaus in Carmel wird natürlich auch Schule gehalten. In der Freizeit aber dürfen die Knaben beim Fischfang und Verpacken helfen, um sich etwas Geld zu verdienen, ja aus diesem Grunde fällt im Sommer die Schule längere Zeit aus. Davon redet auch der Brief, den wir nun noch mitteilen wollen.



Eskimofinder.

### Ein Brief aus Alaska.

Der folgende Brief stammt von einem Schüler der Missionschule in Carmel und ist an den Eskimo Oskar Waffilly, der sich gegenwärtig in einer Indianerschule in Montana in den Vereinigten Staaten befindet, gerichtet. — Oskar hat mit Geishw. Schöbert eine Anzahl unserer amerikanischen Gemeinen besucht, wurde dann aber krank und vom Arzt in ein trockeneres Klima gesandt. In Montana fühlt er sich körperlich recht wohl und beschäftigt sich neben seiner Schularbeit mit der Beförderung der Post von der Station nach Aufsenposten, mehrere Male wöchentlich. Nun aber der Brief.

Carmel, Alaska, 31. August 1902.

Lieber Oskar! Dein Brief erreichte mich in



Zuli, als wir fischen waren, Christ und ich. Wir hatten diesen Sommer eine schwere Zeit, Fische und Heu zu erlangen, und wegen mancher anderen Dinge. Wir hatten viel Regen, jetzt haben wir aber ein Pferd, und das hilft sehr viel. Wir brauchen nun nicht mehr beim Wassers schöpfen die Winde zu drehen, und manchmal sind wir mit dem Pferde nach Nushagat gegangen. — Nun will ich Dir von Deinen Freunden erzählen. Es sind drei Mädchen und vier kleine und drei große Jungens hier; Heinrich, Christ und ich; Skapar ist davongelaufen. — Wir haben auch Kühe und ein Duzend Schweine und etwa vier Duzend Hühner. Herr Kock hat sie gewöhnlich gefüttert, letzte Woche aber war ich Fütterer. Die Kinder sind mit Herrn Kock auf die andere Seite des Baches gegangen, ich und Christ sind aber zu Hanje geblieben, um Briefe zu schreiben. Es gibt viele Fische diesen Sommer, aber es gibt auch viele

Böte und vier Fischfallen und viele Packhäuser; vier auf der anderen Seite des Flusses und vier auf dieser Seite. — Wir haben bloß etliche hundert Fische für uns selber getrocknet, denn wir haben fast immer für die Packhäuser gesücht, und gesalzen haben wir gar keine, denn wir haben noch genug für den Winter. — Hätte ich Zeit genug gehabt, hätte ich Dir schon längst geschrieben, jetzt aber schreibe ich Dir, weil die Post bald geht. — Und nun hoffe ich, daß Du gesund wirst, denn Du hast eine gute Zeit. Nun Dstar, mein Kamerad, ob wir uns wohl jeweils wiedersehen werden auf dieser Welt? — Aber, lieber Dstar, wir müssen immer treu zu sein versuchen gegen unseren Heiland Jesus Christus, wenn wir uns auch nicht mehr sehen auf dieser Erde. — Und nun denke ich, will ich schließen für diesmal. Ich verbleibe Dein lieber Freund und Kamerad

Trockengeßell für Fische in Mlssa.



Walter Snyder.

### Die Giftprobe in Afrika.

In Afrika gibt es nur sehr unansehnliche Götzen. Aber alles ist voll von Geisterfurcht und

Zauberei. Gegen alle möglichen Gefahren sucht man sich durch Amulette, Fetischschnüre und dergl. zu schützen. Die Fetisch-Schnüre sind häßliche, schmutzige Dinger mit vielen Knoten darin und mit Zähnen, Muscheln, Grassbüscheln und allem möglichen Zeug drum und dran. Man kauft sie von den Fetischpriestern und hängt sie im Haus auf. Aber das Unglück kommt doch. Krankheit und Tod bleiben nicht aus. Was ist daran schuld? Antwort: Da ist einfach ein stärkerer Zauber über den schwachen gekommen. Der Neger glaubt an keine natürliche Todesursache. Stirbt jemand, so ist er behext worden, und es ist die Pflicht seiner Angehörigen, herauszufinden, wer das getan hat. Gewöhnlich sind es die Wahrsager, welche die eine oder andere Person als den Schuldigen angeben, und diese wird dann getötet, wenn sie nicht ihre Unschuld durch ein Gottesgericht beweisen kann. Meist dient hierzu ein Giftrank. Hier ein Beispiel, wie es dabei zugeht:

In einem kleinen Dorfe im Schire-Hochland lebte eine heidnische Familie. Sie bestand aus einem ordentlichen, aber einfältigen Mann, einer fleißigen, gutmütigen, kleinen Frau und ihren vier Kindern. Das älteste, Namens Ngasonje, ein begabtes, aber wildes Mädchen, ging in die Missionschule, die drei anderen waren noch ganz kleine, lustige Geschöpfe. Die Mutter bejorgte neben ihrer Haushaltung, dem Kochen, Holz- und Wassertragen, regelmäßig das Waschen in Missionshaus. Wer sie da sah beim Waschfaß oder daheim unter ihren Kindern, hätte wohl glauben können, daß ihr nichts fehle. Eines Nachmittags aber erscheint Ngasonje atemlos und mit verstörtem Gesicht im Missionshaus. Die Mutter sei krank, sie habe Gift getrunken. Sofort macht sich der Missionsarzt auf und geht mit ins Dorf. Aber es ist schon zu spät! Die Mutter ist eben gestorben. Sie liegt tot auf der Veranda. Am Tag vorher hatte sie, wie gewöhnlich, im Missionshaus gearbeitet, anscheinend heiter und glücklich. Wie war das Unglück so plötzlich gekommen? Einige Monate zuvor war im Dorf ein Kind gestorben. Als die Totenlage vorüber war, setzten

sich die Verwandten des Kindes zusammen, um zu beraten, wer es bezeugen könne. Das danerte wohl viele Tage, und endlich erklärten sie Ngafonjes Mutter für die Schuldige. Sie hatten erfahren, sie habe schon früher in einem anderen Dorf ein Kind bezeugt; sie stehe im Bund mit den bösen Geistern, welche die Nacht haben, Krankheit und Tod zu bringen. Dann wollten einige der Leute auch gehört haben, wie sie dem kürzlich verstorbenen Kinde mit drohenden Geberden böse Worte gesagt habe. So ungenügende Beweise genügten, die Angeklagte zu verurteilen und dem Tode zu überliefern.

Ngafonjes Mutter erfuhr die Sache und wußte sich nun streng beobachtet. Aber konnte sie nicht ihre Unschuld beweisen? Sie brauchte nur den Gifttee zu trinken. War sie unschuldig, so mußte sie denselben erbrechen, im andern Fall aber daran sterben. Entschlossen gieng das arme Weib in den Wald und holte sich die Giftrinde. Eine Zeit lang blieb das Gift liegen, weil sie keinen Mut hatte, es zu nehmen. Nach sechs Wochen aber rief sie ihre Nachbarinnen zusammen, bereitete den Trank und nahm ihn in ihrer Gegenwart. Ngafonje, die eben aus der Schule kam, sah eine Menge Nachbarinnen die Hütte umsehen. Sie bewachten das unglückliche Weib, daß sie ja keine künstlichen Mittel anwende, um das Erbrechen herbeizuführen. Ngafonje sah, daß ihre Mutter dem Sterben nahe war, und hörte jaagen: „Sie hat nicht erbrochen“ d. h. „Sie ist also schuldig, wir habens ja gleich gedacht.“ Das Mädchen wußte nur zu gut, was das alles zu bedeuten habe, und rannte ins Missionshaus, um den Doktor zu holen. Sie sollte ihre Mutter nicht mehr lebendig wiedersehen. — Seit dem Tod der Frau sind die Kinder im Missionshaus, und Ngafonje tut, was sie kann, den Kleinen die Mutter zu ersetzen.

Nun bedenke man, daß in einem großen Teil Afrikas kaum jemand eines natürlichen Todes stirbt, ohne daß die Schuld in der beschriebenen Weise bei einem Unschuldigen gesucht wird! (W.)

### Indianische Grausamkeit.

Ähnlich wie in Afrika ist es bei den Indianern Nordamerikas. Da landet z. B. eines Tages ein Schiffskapitän an der unwirthlichen Küste von Alaska. Das erste, was er hört ist eine Schauerergeschichte. In einem benachbarten Wigwam hatte die Grippe etliche Opfer gefordert. Der Zauberer des Stammes beschuldigte das zwölfjährige Söhnchen des Häuptlings, daß es der Urheber sei, und der Knabe wurde deshalb zum Tode verurteilt. Mit der Vollstreckung des Todesurtheils wollte man aber noch warten, ob ein von der Seuche ergriffenes, ange-

sehenes Glied des Stammes genesen werde. Doch auch dieser Mann erlag der Krankheit, und damit schien des Knaben Schuld erwiesen. Er wurde zum Feuertode verurteilt, und der eigene Vater ertheilte seine Zustimmung. So ist eben das Heidentum! Vor nicht langer Zeit berichtete ein Missionar, wie er von einem Indianerhäuptling freundlich aufgenommen und heringeführt worden sei. Vor der Hütte gewahrte er ein Häuflein Aesche und fragte, was das bedeute. Gelassen erwiderte die Rothant: „Hier habe ich meine alte Mutter verbrannt?“ —

Unser Kapitän aber war ein Ehrenmann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er sagte sich, als er von dem drohenden Schicksal des Knaben hörte: „Der Junge muß gerettet werden!“ Unter dem Schutz der Nacht schlich er sich mit zwei oder drei seiner Leute durch einen Wald, bis nahe an die Niederlassung der Indianer heran. Totenstille herrschte. Die Wilden schliefen ruhig um ihr Lagerfeuer her. Im Schein desselben gewahrte der Kapitän das arme Schlachtopfer abeits an einen Pfahl gebunden, zitternd vor Kälte und Angst. Behutsam schlich er hinzu und zerhau mit seinem Messer die Stricke. Der Knabe regte sich nicht, er ahnte die Kletterhand. Da wachte einer der Schläfer auf, doch bevor er im stande war, seine Kameraden zu rufen, sah er den Lauf des Revolvers auf sich gerichtet. Er rückte: ich bin ein Kind des Todes, wenn ich einen Lant von mir gäbe — er schwieg. Das Rettungswerk gelang. Der vor Frost und Regen erstarrte Junge wurde aufs Schiff gebracht und später einem Missionshaus übergeben. (W.)

### Eine traurige Kunde aus dem Moskitolande.

In der Hauptstadt Bluefields hat in einer Nacht eine große Feuerbrunst neben den Geschäftshäusern zweier Kanfleute auch Gebäude unserer Mission vernichtet. Das Feuer fraß mit jäher Gewalt um sich. Da fast sämtliche Missionare von den Küstenstationen zu einer Konferenz versammelt waren, konnten diese mit Aufstrennung aller Kräfte arbeiten, um wenigstens das große Missionshaus und die Kirche zu retten, was auch gelang. Also neue Not in Moskito! Darum neue Fürbitte nötig!

### Rätsel.

Dhne D wird's gelegt, — Mit D wird's abgelegt. — Mit A ist es voll Blut, — Mit D ist es voll Wasser. — Mit E liegt's täglich hinter mir, — Mit F heh't's nächstlich über mir.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg., Porto extra. So kostet 1 Ex., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfg., 5 Ex. 1.65, 10 Ex. 3.10 Mkt. usw., 20 Ex. und mehr sind portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Herausgeber Prediger Th. Bebler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhlg. der Missionsanstalt der E. Br. Gemeinden, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 7.

Juli 1903.

4. Jahrgang.

### Die Vornamen der Moskito-Indianer.

Wer von euch das Schriftchen „der Schwimme Salomo“ gelesen hat, wird sich ohne Zweifel der dort ausgesprochenen und durch ein Beispiel aus dem Volksleben Labradors belegten Tatsache erinnern, daß viele heidnische Völker keine Familien- oder Zu-Namen besitzen. Zu ihnen gehören auch die Indianerstämme, welche die Moskitoküste in Mittel-Amerika bewohnen. Manche von ihnen haben sich ja in neuerer Zeit dazu bequemt, es in dieser Beziehung den Vätern der Christenheit nachzutun, aber echte Indianer-Art und -Sitte ist das nicht.

Was hingegen bei diesen Indianern ganz allgemein gefunden wird und was uns sehr merkwürdig und drollig vorkommt, ist der hohe Wert, den sie auf das Wenige legen, was sie besitzen, nämlich auf ihren Vornamen. Wie sie die Sache ansehen, gehört ein solcher Vorname der Person, die ihn bekommen hat, ganz allein und ausschließlich als ein wertvolles Eigentum. Kein anderer darf ihn sich aneignen und ihn etwa auch tragen. Geschieht das dennoch, so wird es für eine schwere Beleidigung, ja geradezu für Diebstahl gehalten, der ebenso gut eine Verurteilung gegen das siebente Gebot sei, wie wenn man jemand Geld und Gut entwendet. Selbst die Indianer, welche Christen geworden und getauft sind, können sich sehr oft nicht von solchen Gedanken freimachen. Auch den Namen eines Verstorbenen zu nennen, gilt nicht nur für

rücksichtslos, sondern geradezu für schlecht. Will man gleichwohl von ihm sprechen, so muß man sich durch allershand weitläufige Umschreibungen zu helfen suchen, um ihn kenntlich zu machen. Das ist gar nicht immer so leicht und einfach. Zwei kleine Geschichten, die wirklich sich zugetragen haben, werden euch das Gesagte noch deutlicher machen.

Zu dem Missionar der Missionsstation Ephrata kam eines Tages der in Ephrata wohnende Indianer Naak, welcher ein paar Jahre zuvor Christ geworden und ein braver, frommer Mann war. „Du weißt,“ begann Naak, „daß mein von Dir getauftes Kind „Charles (sprich Tschahrts!) heißt (das englische „Wort für unser „Karl“). Nun ist heute ein Indianer von der Westküste hierher gekommen, der „sich auch „Charles“ nennt und der also meinem „Kinde seinen Namen gestohlen hat. Das kann ich „unmöglich dulden. Sag, was ich tun soll!“ — Der Missionar kannte seine Indianer zu gut, um nicht zu wissen, daß alle Erklärungen und Auseinandersetzungen vergeblich sein würden. Jonathan würde nie einsehen und zugeben, daß zwei Personen den gleichen Namen haben könnten und dürften; er würde ebensovienig begreifen wollen, daß jener fremde erwachsene Indianer seinen Namen vermutlich eher bekommen oder angenommen habe als sein eigenes Kind. Der Missionar wußte auch, daß es bei der Denkweise der Indianer über die Vornamen leicht zu sehr unangenehmen Austritten zwischen den beiden Männern kommen könne. Er versprach also, er werde mit dem Fremdling reden und die Sache



gütlich beizulegen suchen — wie, das war ihm freilich selbst noch nicht klar. Indes er suchte den fremden Indianer auf und fragte ihn, wie er hieße. „Charles!“ antwortete derselbe. Er sprach jedoch den Namen sehr schlecht aus, so als ob kein „r“ in dem Worte stände; er sagte der Aussprache nach: „Tschalls“. Des freute der Missionar sich, denn nun war ein Ausweg gefunden, der einzig mögliche. Er ging zu Jonathan und sagte: „Der Name des Fremdling und der Deines Kindes ähneln sich „allerdings sehr. Aber doch ist ein Unterschied vorhanden. Dein Sohn heißt Tschahrts, der Fremdling nennt sich Tschalls. Das könnte Dir genügen!“ Und wirklich — es genigte Jonathan, der Fremdling war kein Namensdieb mehr in seinen Augen.

Ueber verliebte indes die Sache im folgenden Fall. Ein Indianermädchen namens Karoline kam eines Tages mit ihren Angehörigen von ihrem Wohnort, der Missionsstation Kufalaya, nach Ephrata zum Besuch. Unglücklicherweise gab es nun aber auch in Ephrata ein Mädchen, welches Karoline hieß. Kaum hatte das letztere von der Ankunft der fremden Karoline gehört, als sie mit ihren Eltern und Brüdern jene aufsuchte, und mit den Worten auf sie einfiel: „Ich heiße Karoline! Du Diebin hast mir aber meinen guten Namen gestohlen. „Hui, schämte Dich und lege augenblicklich den mir „entwendeten Namen ab!“ — Da gab die Karoline von Kufalaya, die etwa gleichaltrig mit der Karoline von Ephrata war, in ebenso scharfen Worten die Beschuldigung zurück und beklagte sich bitter darüber, daß sie von der vermeintlichen Namensschwester bestohlen worden sei. Nun mischten sich die Angehörigen beider Karolinen natürlich auch in den Wortwechsel, aus dem Wortwechsel wurde ein furchtbarer Zank, aus dem Zank eine allgemeine, laute, regelrechte Prügelei zwischen den zwei Mädchen und ihren beiderseitigen Angehörigen. Ganz Ephrata fand sich auf dem Kampfplatz ein, endlich kam auch der Missionar, der zu allerletzt von dem Zwist gehört. Ihm gelang es, wenn auch nur mit großer Mühe, unter dem Beistand unbeteiligter und verständiger Männer die Streitenden von einander zu trennen und der Schlägerei ein Ende zu machen. Aber was er nicht herbeizuführen vermochte, das war eine Verständigung zwischen den beiden Karolinen, jede sah nach echt indianischer Auffassung in der andern wie zuvor eine Diebin, die widerrechtlich fremdes Eigentum an sich gerissen. So konnte man der Karoline von Kufalaya nur raten, daß sie mit den Ihrigen sobald wie möglich Ephrata verlassen und in ihre Heimat zurückkehren möchte.

Nun werdet ihr auch begreifen, daß die Missionare oft in rechte Verlegenheit kommen. Wenn ein Indianer selber getauft werden soll oder eins seiner Kinder, so bittet er den Missionar inbezug auf den gleichzeitig erteilten Namen meist um Rat und gute Vorschläge. „Aber,“ so fügt er hinzu, „ja keinen

Namen, den schon ein andres hat!“ Das ist leichter gesagt als getan. Was die Missionare an biblischen, an deutschen und englischen oder andern fremdländischen Eigennamen wissen, müssen sie hervoruchen, und man findet's nun nicht mehr wunderbar, daß man gelegentlich in Missionsberichten auch von einem Indianer las, welcher „Blücher“ hieß.

So hat jedes Volk der Erde seine eigenartigen Sitten und Gedanken. Sind es nur merkwürdige, ungewöhnliche, aber nicht schlechte Sitten und Gedanken, so ist's am besten, man läßt sie unangefochten bestehen oder wartet, bis die Leute infolge freundlicher Belehrung sie von selber umändern und verbessern. 8.

### Strick- und Flickschule in Leh (West-Himalaya).

Eine Strick- und Flickschule in Leh am fernem Indusstrom, so verschoben sie im Bilde auch von einer Handarbeitschule bei uns in Deutschland ist, verfolgt doch denselben Zweck. Die Anzahl der Schüler auf unserem Bilde ist gering im Verhältnis zu den hier vertretenen Lehrkräften. Ihr seht außer den beiden Missionarsfrauen, der Schw. Ribbach (in der Mitte des Bildes) und der Schw. Thawe noch den Lehrer der Christenschule, Josef, hinter den Kindern stehen. Er hat seine Schüler nach der Beendigung der Schulstunde, die im dumpfen Schulraum gehalten wurde, hinausgeführt in den Schatten der schönen Pappelbäume des Missionsgehöftes, und der Photograph hat ihn noch nicht geben lassen, obgleich er beim Handarbeitsunterricht nicht mitwirkt. — Es ist uns lieb, ihn mit auf dem Bilde zu sehen, denn sein Vater und sein großer Bruder sind vor ihm Lehrer an derselben Schule gewesen. Beide standen dem Christentum nahe. Der Vater sprach auf seinem Totenbett den Wunsch aus, daß sein jüngster Sohn (eben Josef, der jetzige Schulmeister) getauft werden möchte, obgleich er selbst noch Heide war und als solcher starb; in Herzen freilich nannte Oergan, der Vater, seinen Heiland. Josefs ältester Bruder übernahm dann das Amt des Vaters und führte es mit großer Treue und mit Geschick. Er ging einen Schritt weiter wie der Vater und begehrte getauft zu werden; nachdem er schon längere Zeit Taufunterricht erhalten, starb er aber auch, wie der Vater an einer heftigen Lungenentzündung. Nun ist Josef, der seine Ausbildung zum Lehrer auf einer höheren Schule im schönen Lande Kaschmir erhalten hat, schon seit vielen Jahren getauft. Die beiden Mädchen zu seinen Füßen sind seine Schwägerinnen, Schwestern seiner Frau, die zu Hause gelieben ist, um ihre Wirtschaft zu besorgen und ihr eigenes Kind zu pflegen.

Ihr werdet es drollig finden, daß die beiden Knaben im Vordergrund stricken. Das hat aber seinen guten Grund. Leh hat nur einen kurzen Sommer, dagegen einen langen Winter. Was sollten



die Knaben im Winter anfangen, wenn sie sich nicht etwa mit Handarbeiten beschäftigen könnten? Sie lernen auch zu Hause Wolle spinnen, und die tibetischen Männer bringen es in dieser Beschäftigung zu derselben Geschicklichkeit wie die Frauen. Würdet ihr einmal in Leh bejuchen können, so würdet ihr auf den Straßen gar oft Männern begegnen, die in irgend welchen Geschäften in ein anderes Dorf gehen und dabei die Zeit auslaufend im Gehen ihre Spindel drehen. Die Frauen aber spinnen auch im Hause auf dem Fußboden hockend, wobei ihr Mund dann eben so fix in Bewegung ist wie ihre Spindel.

der Winters über tausend Paar Strümpfe fertig gestellt. Die die Schule besuchenden Mädchen hören in der Strickschule auch biblische Geschichten und lernen Bibelsprüche auswendig.

Unser Bild zeigt aber auch Kinder, die sich unter Anleitung der Missionschwestern der ehrfamen Schneiderkunst bestreihen. Sie bringen es zwar fürs erste nicht so weit, daß sie sich ihre Kleider selbst nähen, denn das faltenreiche Gewand der Tibeter ist recht schwierig zuzuschneiden und zu nähen, das ist die Arbeit der Schneider von Beruf. Aber die Kleider nett und ordentlich zu flicken, das ist die Kunst, die hier gelernt werden soll. — Und damit



Strick- und Flickschule in Leh (West-Himalaya).

Den feingespinnenen Wollfaden wissen die tibetischen Weber auf ihren einfachen Webstühlen sehr geschickt zu Wollstoffen zu verarbeiten, woraus sie ihre Kleider anfertigen, oder daraus Strickwolle zu bereiten, um daraus die „Kangschub“ d. h. Weinbehälter, Strümpfe zu stricken. Die Kunst des Strickens nach europäischer Weise haben erst unsere Missionsfrauen dort eingeführt. Die Tibeter strickten früher auch eine Art Strumpf, der mehr einem Beutel ähnlich war, ohne Ferse, Däbel, verwendete Maschenstrickerei oder sonstige Schwierigkeiten einfach glatt gestrickt, aber mit der Spitze angefangen. Jetzt haben sie unsere Art Strümpfe zu stricken lieber. In Skelang, unserer ältesten Station, werden jährlich im Lauf

nehmen wir für diesmal Abschied von den drolligen kleinen Tibetern. Vielleicht erzählen uns die Lehrer Schwestern mehr von ihnen. Th. Schrewe.

### Wie ein Künstler Missionar wurde.

Vor 25 Jahren malte ein junger Künstler in England an einem Bilde, mit dem er auf einer Ausstellung Aufsehen zu machen hoffte. Es stellte eine arme, einarme Frau dar, die sich an einem stürmischen Abend mit einem Kindlein an der Brust durch die Straßen Londons schleppt und nirgends ein Unterkommen findet. Die Unterschrift sollte

lauten: „Heimatlos.“ Je länger der junge Mann daran malte, desto mehr wurde er vom Gegenstand ergriffen und schließlich so überwältigt, daß er den Kiesel wegwarf und ausrief: „Gott helfe mir! Warum male ich denn eigentlich so ein Bild des Glendes, statt selbst den Glenden zu Hilfe zu eilen!“ Von Stund an weihte er sich dem Dienst Gottes an den Ärmsten. Zuerst studierte er noch in Oxford, trat dann in den Kirchendienst und arbeitete mit größter Aufopferung zwei Jahre lang unter den Bagabunden und Verkommenen einer großen Fabrikstadt. Dann berief ihn ein hervorragender Geistlicher, der jetzt Inspektor der großen englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ist, zu seinem Gehülfen, und bei diesem arbeitete er fünf weitere Jahre. Aber schon bei seinem Eintritt in diese Stelle hatte er gesagt: „Ich bleibe nicht lange. Ich möchte dahin gehen, wo das Glend am größten ist. Ich glaube, daß Ostafrika derjenige Teil der Welt ist, wo ich am meisten wirken kann.“ Einstweilen waren noch äußere Hindernisse da, die ihn in der Heimat festhielten; aber diese wurden beseitigt, und als nun die Frage an ihn kam, ob er als Führer einer neuen Schar von Missionaren nach Uganda gehen wolle, da sagte er zu und wurde als Nachfolger des ermordeten Hamington zum Bischof von Uganda gewählt. Zehn Jahre lang hat er nun diesen Posten bekleidet, hat viele und große Reisen gemacht, hat viel gearbeitet und Gutes getan. Sein Name wird in der einstigen Kirchengeschichte von Uganda einen hervorragenden Platz einnehmen. Es ist Bischof Tucker in Uganda.

### Wie ich nach Inner-Afrika kam.

Ein Gruß von Missionar Dahl aus Urambo.

Liebe Kinder! Jetzt, da ihr euer eigenes Missionsblatt habt, worüber ich mich von Herzen mit euch freue, läßt es mir keine Ruhe mehr, ich muß wieder einmal, wie ich es in Kleinwelke so gern getan habe, mit euch plaudern. Hier sitze ich mitten im Herzen Afrikas. Seht einmal in euren Atlas, da findet ihr auf der Karte von Afrika drei große blaue Seen. Mitten zwischen diesen drei großen Gewässern (dem Nyassa, Tanganjika und Viktoria Nyanza) liegt unsere Missionsstation Urambo.

Und wie bin ich hierher gekommen?

Da hört einmal! Über Neapel und durch den Suezkanal ging es an die deutsch-ostafrikanische Küste und dort an dem lieblich in Palmen- und Bananen-Hainen eingebetteten Tanga vorüber nach Bagamoyo. Von hier aus gehen nämlich die meisten Karawanen ins Innere. Und wenn sonst nirgends schwarze Karawanenträger an der Küste zu finden sind, hier werden wir solche antreffen, da die meisten

Karawanen aus dem Innern Afrikas Bagamoyo zum Ziel haben. Da galt es denn eine große Anzahl, 300 etwa, der braven sang- und reiselustigen Vananwezi zusammenzutrommeln in des Wortes eigentlicher Bedeutung, denn hierzulande spricht man eine besondere Trommelsprache, genau ebenso wie in Kamerun. Diese Träger sind lauter starke, breitschultrige Gestalten. Im Hintergrund steht ein kleines Häuflein schwarzer Weiber, es sind diejenigen Frauen der Träger, welche von Hause abkommen konnten und die unterwegs ihren Männern das Essen zubereiten müssen. Ihr könntet diese schwarzen Gestalten zuerst gar nicht von einander unterscheiden, wenn ich sie euch auch einzeln vorstellen wollte. Ich gebe euch darum hier nur einige Beispiele von ihren Namen. Jedermann pflegt zwei verschiedene Namen zu haben, einen zu Hause und den andern bei der Arbeit und besonders auf Karawanenreisen. Hier habt ihr einige Männernamen unsrer Vananwezi: Ipáge (Schafal), Chüla (Frosch), Simba (Löwe), Nyávu (Käse), Shigavilo (Götzenhütchen), Muhima (Pflanz), Káswa (Strohhaln), Mapúla (Wildtauben), Mutóni (Schreiber, Liebling), Isási (Junke), Kadútu (Blättchen), Máchimu und Makwáya (Speere), Muwúmbi (Töpfer), Mutinginya (Haufröhl), Kalumbéta (Trompete), Muhózya (Friedensstifter), Mundéwa (reicher Kaufmann), Miháyo (Worte, Wortstreit), Mbuláni (Nachläger), usw. Und nun noch einige Mädchen- und Frauen-Namen: Misózi (Tränen), Muhúmbu (Dummkopf), Lúmi (Sonne), Mutámu (Hunger), Wugáli (Mehlbrei), Magázi (Blut), Músoga (die Gute), Mwaka (Jahr), Kayówa (kleine Sklavin), Mwanamhela (Nashornkind), Katógwa (die kleine Liebe), Muhózya (Friedensengel), Kalékwa (die kleine Verlassene), Nzila (Weg), Madakála (Gerümpel, Abfall) usw. Wenn ihr diese Namen alle kennt, könnt ihr euch beinahe schon mit unsern schwarzen Karawanenträgern auf Kinanwezi unterhalten. (Schluß folgt.)

### Zahlenrätsel über einen biblischen Namen.

- 4221 Wird Gott, der Vater oft genannt.  
 3476 Ist eine Stadt im Morgenland.  
 7634 Das war des bittern Wassers Ort.  
 137 Ist stark im Herrn, sagt Gottes Wort.  
 5437 Kommt wohl dem bittern Orme gleich.  
 5443 Wird vor der Zeit bei manchem bleich.  
 34512 Nach großer Sünde gläubig ward.  
 567 Den traf verdienter Fluch sehr hart.  
 3457 Die Kuh fürs Futter gibt zum Lohn.  
 67347 Prophet war dieses Mannes Sohn.  
 1234567 Ist uns als großer Glaubensheld  
 zu Itelem Küster vorgestellt.

Fr. 50. — M. 40. — zum Besten der Waisen-  
 kinder des Br. Fr. Peter, Ryelang, als Ertrag der  
 Sammlung bei der Kinderstunde in Babel, durch Br. Th. Schmidt,  
 daselbst. 6 W. von der Sonntagsschule in Guben.

Darstellend Missionsverwaltung, Herrnhut.

Berausgeber Prediger Ch. Beschler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger E. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Ev. Brüdernmüdt, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8.

August 1903.

4. Jahrgang.

### Sklaverei.

Wer hat nicht schon von der entsetzlichen Sklaverei gehört? Sklaverei ist so alt wie Haß und Krieg. Im biblischen Geschichtsunterricht wird erzählt, wie Josef als Sklave nach Ägypten verkauft wurde und später die Israeliten den Ägyptern als Sklaven Frohdienste taten und dann wieder teils nach Assyrien, teils nach Babylon in die Verbannung wandern mußten. Die Griechen hatten Sklaven und Rom zählte zu Neros Zeit fünfmal mehr Sklaven als Bürger. In der vorchristlichen Welt beruhte Handel und Wandel auf der Sklaverei. Der Mann von Amt und Stellung rührte keine Arbeit an, zur Verrichtung häuslicher und gewerblicher Dienstleistungen hielt er sich Sklaven, Sklaven auch waren die Erzieher seiner Kinder. Hatten letztere auch häufig kein so schweres Los, wie etwa die Kriegsgefangenen, die zu Sklaven gemacht wurden, so waren sie doch ihrer persönlichen Freiheit beraubt und galten, Mann wie Frau, als Eigentum ihres Herrn. Und das gerade ist das Entwürdigendste bei aller Sklaverei, denn alle Menschen sind von Gott als freie Wesen geschaffen und zur Freiheit bestimmt, sollen und dürfen daher nicht, in Knechtschaft und Unfreiheit gehalten, ihrer Menschwürde beraubt werden.

Auch unsere Vorfahren machten ihre menschliche Kriegsbeute zu Sklaven. Sehr alt und besonders grauam aber war die Sklaverei in Afrika, wo die Türken sie vorfanden und weiter betrieben, und in Amerika, wohin die afrikanischen Neger im sech-

zehnten und siebzehnten Jahrhundert zu Tausenden als Sklaven verschifft wurden, um als Plantagenarbeiter in den Zuckerfeldern Dienste zu tun, bis ihnen erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Freiheit geschenkt wurde. Dies geschah z. B. auf den dänischen Inseln im Jahre 1848. Die Neger erwiesen sich in der Tat als die für das heiße Klima in jeder Hinsicht passende Arbeitskraft, ohne sie war an das Gedeihen der Plantagen nicht zu denken. In welchem Grade die Zahl der durch die Schiffe aller seefahrenden Nationen nach Amerika eingeführten Negerklaven wuchs, ergibt die öffentliche Anzeige, daß in dem einen Jahr 1768 103 600 solcher armer Schwarzer nach Westindien kamen. Gezahlt wurde für einen brauchbaren Neger etwa 240 bis 300 Mark. Erst im Jahr 1803 wurde von Dänemark aus der Sklavenhandel streng verboten, in andern Ländern geschah dies bekanntlich noch später. So in Afrika blühte dieser schandwürdige Handel mit Menschenware bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hinein und wird unter der Hand noch heut hie und da betrieben.

Als unsere ersten Missionare 1732 auf St. Thomas landeten, da führte sie gerade das Mitleid mit dem Los der armen Sklaven dorthin. Von ihnen hatten sie gehört. Ihnen wollten sie das frei und selig machende Evangelium verkündigen, und um dies tun zu können, wollten sie selbst Sklaven werden. Mit Sklaveneupfinglingen hat es unsere westindische Mission über ein Jahrhundert lang zu tun gehabt! Diese ersten Missionare taten zweierlei.



Erstens erleichterten sie das Los der armen Neger dadurch, daß sie ihnen von dem Heiland predigten, der auch für sie gekommen sei, sie zu erlösen vom



Joch der Sünde und dem Laster, das noch viel schlimmer sei, als das der irdischen Sklaverei mit all ihren Qualen und Lasten. Und dann machten sie auch den Herren klar, daß die Sklaven auch Menschen seien, einer menschlichen Behandlung wert. Daher kam es denn, daß sich viele bekehrten und daß auch in den Augen der Herren der Wert der Sklaven,

welche Christen geworden waren, stieg. Daher ist es z. B. zu erklären, wenn in dem bekannten, interessanten Buch „Dunkel Toms Hütte“ Haley, der Sklaventreiber, für Dunkel Tom einen weit höheren Preis verlangt, weil er „Religion angenommen“ hatte, d. h. Christ geworden war und nun ganz anders tren arbeitete, wie früher, da er noch Heide war.

Unsere Bilder veranschaulichen das Glend, unter dem die westindischen Sklaven vielfach schmachteten. Sieh die Maske, die jener Mann vor dem Gesicht hat! Es ist kein Helm, etwa zum Schutz in Stampf und Krieg. Es ist ein Instrument, erfunden, um den Sklaven vom Erdbessen abzuhalten. Es geschah nämlich oft, daß Sklaven infolge schlechter Behandlung in eine Art von Zerstörn verfielen und und dann anfangen, Erde zu essen. Durch Hunger wollte man dann den Armen heilen. — Weiter zeigt ein Bildchen einen Frauenlopf mit einem eisernen Halsband um den Hals. Das trägt die Frau zur Strafe dafür, daß sie ihren Hals zu schlechten Zwecken gebraucht hatte. Sie hatte nämlich zu viel getrunken und war betrunken angetroffen worden.

— Und endlich sieh den armen Schwarzen am Pfahl, auf den die Peitschenhiebe des Aufsehers niederschlagen! Dem nur gerade die Tötung seiner Sklaven, im übrigen konnte er mit ihnen schalten, wie er wollte. Jede, auch die ungerechteste Züchtigung war gestattet. Mit dem „Tschidjesell“, einem harten, gedrehten Lederstreifen aus Kuhhaut, hantierten Pflanzer und Pflanzerin selbst nach Belieben, und der Gezüchtigte hatte hinterher noch das „Danke, Meester!“ (danke, Herr!) nicht zu vergessen. Die Wirkung dieses Instruments konnte schlimm genug sein, aber die Anzahl der Schläge



pflegte nicht allzugroß zu sein, und Züchtigung von der Hand des Herrn oder der Herrin galt nicht für eine Schande. Wehe aber dem Armen, der nach dem Urteil des Herrn an den Pfahl gebunden oder platt auf die Erde gestreckt einen regelrechten „Stürring“ mit der „Stawerwip“ durch die Hand des schwarzen Aufsehers oder eines kräftigen Mißsklaven erhielt. In einiger Entfernung stand dieser und führte die lange, wuchtige Holzpeitsche mit solcher Sicherheit und Gewalt, daß bei jedem Schläge das Ende derselben genau die bezeichnete Stelle traf und blutrünstig anlaufen ließ. 50 bis 200 Streiche waren nichts seltenes. Zuletzt war Wunde neben Wunde. Salzbrühe mit spanischem Pfeffer wurde dann darüber gegossen und hineingerieben, um Eiterung zu verhüten und schnellere Heilung zu bewirken. 500 Streiche galten als todbringend.



### Wie ich nach Inner-Afrika kam.

Ein Gruß von Missionar Dahl aus Urambo. (Schluß).

Doch nun müssen wir, wenn ihr mich auf der sechsigstägigen Karawanenreise begleiten wollt, an die Vorbereitungen denken. Was wollen wir essen? Wo wollen wir schlafen? Womit wollen wir unsere lange, lange Reise bewerkstelligen? Eisenbahnen gibt es auf unserem Weg noch keine, Dampfschiffe noch viel weniger, weil kein Fluß da ist, welcher uns den Gefallen tut, von Tabora nach Bagamoyo zu fließen. Pferdewagen fehlen schon deshalb, weil die böse Tsetse-Fliege alle Pferde totschlägt. Da müssen wir entweder reiten oder uns in der Hängematte von den Schwarzen tragen lassen oder zu Fuß gehen. Das ist aber keine Kleinigkeit hier, wo der Erdboden so heiß wird wie der Backofen und die spitzen Steine wie Nadeln stechen. Gut, da nehmen wir ganz lammfromme weiße Mastkötzel mit für euch Zungen zum Reiten, ihr Mädchen laßt euch gewiß lieber in Hängematten tragen. Das sage ich euch aber, wenn der eine oder andre eurer schwarzen Träger einmal über eine Baumwurzel stolpert, müßt ihr es euch gefallen lassen, zur Ab-



wechslung etwas unfaßt auf die Erde gesetzt zu werden, wie beim Schlittschuhlaufen; der Boden ist hier eben so hart, aber freilich nicht so glatt und eben wie die glitzernde Eisfläche bei euch daheim im Winter. Und ihr Jungen, wenn ihr euch nicht an der silberschimmernden Mähne eures Graudierchens feithaltet mit aller Kraft, werdet ihr manden unfreiwilligen Tiefsprung machen. Oft hängen die starken Zweige der Bäume so tief herab, daß man sich ganz flach auf den Hals des Eises hängen muß, wenn man nicht eine tüchtige Kopfnuß bekommen will. Nehmt auch die Beine in acht, denn die bösen, langen Dornen, durch die man manchmal hindurchreitet, begnügen sich nicht mit schönen Fesseln aus euren Hosen. Sie tun sehr weh. Aber Bangemachen gilt nicht! Nicht wahr? Wenn wir auch durch breite Flüsse hindurch müssen, man wird dann beinah eben so schnell wieder trocken in unsrer heißen Tropen Sonne. Gilt es auch einmal auf Händen und Füßen einen steilen Felsgrat zu erklimmen, oben angekommen ist die Luft noch einmal so kühl und frisch, wie im Tal. Weil wir oft mitten im Walde oder in öder Sandwüste übernachten müssen, (ist auch manchmal ein Dorf in der Nähe, so eckeln wir uns doch ein bißchen, in diesen schnutzigen Eingebornenhütten zu schlafen), so nehmen wir uns Zelte mit. Nicht wahr, das wird ein lustiges Zigeunerleben werden?

Und nun gar das Abtöchen! Weil wir selten Ziegen, noch seltener eine Ziege und ganz selten einmal ein Kalb zu Gesicht und in den Kochtopf bekommen werden, müssen wir uns etwas Fleisch in Büchsen mitnehmen; aber nicht nur Fleisch, auch Reis, Nudeln, Graupen, Mehl, Zucker, Kaffee, Tee, Kakao und viele andre Lebensmittel. Denn sonst müßten wir unterwegs elend verhungern, weil wir nur alle zwei bis drei Wochen zu einem Kaufmann (meist ein Grieche) kommen, bei dem wir uns für schweres Geld nur gerade das kaufen können, was er noch eben vorrätig hat. Natürlich müssen wir all unser Kochgeschirr, Löffel, Gabeln, Messer, Teller, Tassen, Gläser uhn. mit uns nehmen. Wasser finden wir fast immer, aber was für welches! Die Farbe des Wassers ist oft wie Schokolade, der Geruch und Geschmack unbeschreiblich. Wenn man aber Durst hat, trinkt man alles. Brennholz werden wir auf dem Wege genug finden. Tische und Stühle müssen wir uns natürlich auch mitnehmen, wenn wir nicht auf der Erde sitzen wollen, was wegen der Schlangen,

Skorpione und der Folgen für die Gesundheit nicht gerade gut wäre. Doch nun hätten wir unsre mehr als „Sieben Tachen“ für 60 Karawanen-Reisetage beisammen. Unsre schwarzen Träger haben alles zu Traglasten zusammengepackt. Surra, sakari tayari! (es ist alles fertig zum Abmarsch!) Soeben steigt die Sonne mit purpurrotem Glanze aus dem Meer empor, da wimmelt es auch schon in unserm Lager wie in einem aufgestocherten Ameisenhaufen: Überall werden die Lasten an die Tragtangen angebunden, die geflochtenen Grasmatte, auf welchen die schwarzen Träger geschlafen haben, werden zusammengewickelt und mit ihrem einfachen Kochgerät und ihren Schvorräten auf die Traglasten aufgepackt und die Zelte abgebrochen, zusammengewickelt und zu Traglasten verschmürt, während wir noch ein bißchen süßlüteln.

Nun beginnt der Marsch. Wir lassen erst einige Abteilungen unsrer schwarzen Karawanenträger vor uns abmarschieren, dann verlassen auch wir das Lager, teils zu Fuß, teils „hoch zu Ross“, teils in der Hängematte, hinter uns die übrige Karawane. Allen voran flattert im frischen Morgenwind die deutsche Fahne auf der Traglast des vordersten Führers, in friedlicher Gemeinschaft mit dem stolzen Karawanenhahn, der von den Eingeborenen stets als Befehrsruh auf den Marsch mitgenommen wird, damit sie es am Morgen nicht verschlafen. Jede Karawane wird angeführt von einem besonders angeordneten und gut bezahlten Karawanenführer, der seinen langen Weg und die oft schwierigen Wasserhältnisse sehr gut und genau kennen muß. Unter diesem Hauptführer stehen aber noch mehrere Unterführer, gewissermaßen seine Unteroffiziere. Jeder dieser Unterführer befehligt eine Anzahl Karawanenträger, wenigstens zehn Mann. Diese kleinen Züge ordnen sich gewöhnlich ganz von selbst, aufgrund persönlicher Bekanntschaft oder Verwandtschaft, nach festen Ob- und Schlaf-Gesellschaften von etwa sechs Mann. Sie haben ihr Schlafzelt und essen immer gemeinschaftlich, wobei aber das Amt des Abtöchens abzuwechseln pflegt; jeder hat seinen Tag oder seine Woche. Jeder Unterführer hat darauf zu sehen, daß seine Leute auf dem Marsch und nachts im Lager hübsch zusammenbleiben und daß keiner etwa ansreißt, was ja auch manchmal vorkommt. Der oberste Kara-



Neues Missionshaus in Urambo.

wanenanführer muß darauf aufpassen, daß keine Last verloren geht. Er und alle seine Unteranführer werden gewöhnlich mit einem einfachen Gewehr (Vorderlader), sowie mit Pulver und Blei, ausgerüstet, sowohl um hier und da einmal eßbares Wild zu schießen, als auch um Löwen, Leoparden und andres Raubgeseind zu verschrecken. Das einfachste und beliebteste Mittel, um die wilden Tiere, besonders auf dem Marsche, zu vertreiben, ist das unermüdlige Singen und Schreien der Schwarzen. Da unsre Banamwezi, ebenso wie die ihnen verbrüdernten Bafutuma sehr fangeslustig sind, so haben wir eigentlich den ganzen Tag über Gelegenheit, auf dem Marsch und im Lager, ihren Gesang zu hören. Der Gesang verstimmt nur während des Essens und Schlafens, denn diese beiden Beschäftigungen gehen ihnen denn doch noch über das Singen. Wenn ihr genau hinhört, könnt ihr vielleicht bemerken, daß sie in ihren Liedern auch uns besingen: „Der große Junge da sitzt schön im Sattel!“ „Das kleine Mädchen hier hat schöne weiße Hände!“ usw. Unsre lieben schwarzen Landsleute denken eben, genau so, wie wir deutschen, daß es sich bei munterem Singang besser und leichter marschieren läßt, als ohne Sang und Klang. Und das ist ja auch so. Von schönen, malerischen Landschaftsbildern während des Marsches kann ich euch nicht viel zeigen, denn es gibt ihrer nicht viele. Wenn ihr eine wirklich schöne Landschaft mit munter plätscherendem Bächlein, frischen Wiesen, lauschigen Wäldern, duftigen Blumen, gemüthlichen Dörflern mit schöner, gen Himmel weisender Kirchturmpitze zu sehen wünscht, dann sucht sie daheim, nicht hier in Afrika. Auch wer da denkt, hier nur unter schönen Palmen, herrlichen Fruchtbäumen und durch Bananenhaine dahinwandeln zu können, wird auf unsrem langen Marsch sehr enttäuscht sein. „Wir wandern durch der Wüste Sand!“ Dieses malende Wort der Weisen aus dem Morgenlande in einem bekannten Weihnachtsfestspiel, — hier können wir es voll und ganz auskosten. Wenn das nun stunden-, ja wochenlang so fortgeht in glühender Sonnenhitze ohne auch nur einen Regentropfen, nicht wahr, da sind wir jedesmal sehr froh, wenn wir Augen, Lungen und Kleider voll Staub, gegen Mittag ins nächste Lager gelangen. Das Lager ist erreicht. Sofort suchen wir eine schöne, gegen Sonne und Wind ein wenig geschützte Stelle auf, wo wir sogleich unser Zelt aufschlagen lassen. Der schwarze Koch muß so schnell wie möglich Brennholz zusammensuchen, Feuer machen, Wasser aus dem nahen Flüsschen oder Wasserloch herbeiholen und im Kessel auf's Feuer setzen. Denn wenn wir nicht sehr krank werden wollen, müssen wir alles Wasser, was wir trinken, zuvor abkochen lassen und abklären. Der benachbarte Dorfschulze,

(wenn einer in der Nähe ist), bringt uns als Geschenk ein paar Hühner und auf dem Mahlstein geriebenes Mehl von Kaffertorn, wofür wir ihm als Gegengeschenk ein Stückchen weißes, dünnes Tuch oder einige Kupfermünzen geben. Da es nun manchmal drei, ja sogar vier Uhr nachmittags werden kann, ehe unser Mittagessen über dem offenen Holzfeuer fertiggestellt ist, so trinken wir vorher noch eine Tasse Tee, Kaffee oder Kakao, um den grimmigsten Hunger zu besänftigen. Das beste Mittel gegen den afrikanischen Durst ist warmes Zitronenwasser, mit ja nicht viel Zucker gesüßt. Probiert es einmal, wenn ihr im Sommer an Durst leidet, es ist noch besser als kalter Tee oder Kaffee. Stalt bekommt man letzteren unterwegs nur am Morgen, wenn man ihn nachtsüber kalt geteilt hat, und am Morgen pflegt man doch am allerwenigsten Durst zu leiden. Die heißesten Tagesstunden, von zwölf bis vier Uhr, verbringen wir, nach dem Vorbild unsrer Schwarzen, am kügigsten im Schatten, vielleicht mit Briefschreiben nach Hause beschäftigt. Es ist aber selbst im Zelt entseghch heiß, jodah wir uns von Herzen freuen, wenn der hereinredende Abend ein wenig Abkühlung bringt. Nach dem Abendessen, bei dem man mehr Appetit hat als zu Mittag, halten wir einen deutschen Abendsegen und befehlen unsern Leib, unsre Seele und auch die schwarzen Landsleute in Gottes Schutz; dann um sieben Uhr ist es finster, und man hört die wilden Tiere brüllen und heulen. Essend, schwäzend, rauchend, schnupfend, lachend und singend tauern unsre Schwarzen rings um ihre kleinen Lagerfeuer her.

Doch nun für heute „Gute Nacht!“ Denkt in eurem Gebet zuweilen auch einmal an euren euch liebenden Onkel Dahl.

### Mätfel.

Die erste Sübe wird niemals alt. — Die zweite als fürstlicher Name erhalten. — Das Ganze ein deutsches Städtchen ist, — An dem der Rheinstrom vorüberfließt.

Von den Tageschiliterinnen der Mädchenanstalt in Neuwied.

Mt. 1.— Durch Etdo. Rehbach, Achaffenburg, von Maria Schertlein in Dettingen, durch Dr. F. Peper, Stuttgart. Herzlich dankend Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfa., Porto extra. So kostet 1 Gr., einzeln bezogen, mit Porto 65 Pfa., 5 Gr. 1.65, 10 Gr. 3.10 Mt. usw., 20 Gr. und mehr sind portofrei.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Berausgeber Prediger Th. Wehler, Herrnhut, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider.

Verlag der Missionsbuchhdlg. der Missionsanstalt der Eo. Brüdermüdt, Druck von G. Winter, beide in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr. 9.

September 1903.

4. Jahrgang.

Im Lande des Zuckers und der Banane.

### 1. Zuckerrohr-Ernte.

Wir stehen in deutschen Landen mitten in der Erntezeit. Schnitter und Schnitterinnen sind fleißig an der Arbeit, und der hochbeladene schwere Wagen mit der goldenen Frucht wandt den schützenden Scheuern zu. Und dann geht es an die Bäume, die ihre Äpfel, Birnen und Nüsse hergeben müssen, und an die Frucht, die man der Erde entnimmt. Kurz, ein herrlicher Reichtum, den uns Gottes Güte wieder einmal beschert, und mit dankbarer Freude wollen wir das alles in Empfang nehmen.

Allüberall in der Welt ist die Erntezeit eine Zeit der Freude! Denn es geht ihr überall mancherlei Überlegung und viele Arbeit voraus. Da muß der Boden erst zubereitet, der Same gesät oder der Steckling gepflanzt werden. Prüfend hat das Auge oft den Fortschritt des Wachstums beobachtet, endlich, nach langem Warten reißt die Frucht heran. Ist nun schon bei uns die Zeit der Ernte eine fröhliche Zeit, wie viel mehr muß dies der Fall sein in einem Lande, wo man so viel Süßigkeiten einheimen kann, wie dies etwa in Westindien der Fall ist! Lange schon deckt bei uns Schnee und Eis die Flur, da beginnt sich's dort zu regen, da geht man dort an die Haupternte. Wenn die allerheißeste Zeit, auch die große Regenzeit vorüber ist, und zu Weihnachten süße Äpfelstinen Erquickung bereitet haben, dann kommt zum guten Ende das Zuckerrohr an die Reife, das über ein Jahr zum

Wachstum nötig hatte. Denkt euch, wie bei uns der Gutshof inmitten der wogenden Kornfelder, so stehen in Westindien die Gebäude einer Zucker-Plantage inmitten der großen Zuckerrohrfelder. Und dieses Rohr erhebt sich bis etwa zu Manneshöhe und ist mit einer reichen, schiffartigen Blätterkrone geschmückt. Der harte, in verschiedene Abjäte geteilte Rohrstock ist mit starken Fasern gefüllt, die den Saft enthalten, aus dem der Zucker gewonnen wird. Ist die Zeit der Ernte da, dann stellen sich zu den auf der Plantage wohnenden Negern noch andere Arbeiter aus den umliegenden Dörfern ein, und nun beginnt ein fröhliches Treiben und fleißige Arbeit. — Freilich weder so früh noch so spät wie den deutschen Arbeiter findet man in den Tropen die Neger auf dem Felde —; so lange Arbeitstage gibt es dort nicht. Das ganze Jahr hindurch geht die Sonne zur selben Zeit, nämlich erst gegen sechs Uhr auf, und ebenfalls bald nach sechs Uhr abends verschwindet sie schon wieder. Und lange Abende kennt man dort zu Lande auch nicht, denn gleich nach Sonnenuntergang ist es dunkel. — Nur der Mond bringt einige Abwechslung. In seinem Schein erfreut man sich des nachbarlichen Verkehrs, und die Jugend zieht oft im Mondischein unter den Klängen der beliebten Ziehharmonika das Dorf entlang. Bereits um vier Uhr ist die Tagesarbeit getan, und jeder Arbeiter zieht mit einem Mohr auf der Schulter heim, um seine Kuh, sein Pferd oder Esel zur Tränke zu führen oder weiden zu lassen, während die Frauen das Abendessen und damit die Hauptmahlzeit bereiten.



Doch zur Ernte zurück! Seht auf dem Bilde die Männer an der Arbeit! Die einen schneiden das Zuckerrohr und laden die schweren Bündel auf den Wagen, die anderen dienen als Ochsenführer oder Markttriebener. Wie wird das Rohr geschnitten? Mit einem Hauer wird es dicht an der Wurzel von dieser getrennt, und ein zweiter Hieb schneidet den oberen, weniger zuckerhaltigen Teil ab. Die Hauptstücke werden auf den bereitstehenden Wagen geladen und in die Zuckermühle gefahren. Der obere Rohrteil ist aber nicht weniger wertvoll. Er gibt ein ausgezeichnetes Futter für Pferde und Klühe ab und ersetzt in der langen trockenen Jahreszeit das Gras. Auf manchen Inseln könnte man ohne diese Rohrspitzen gar nicht durchkommen. Daher stellen sich auf jedem Zuckerrohrernteplatz auch allerhand Knechte von Privatleuten mit ihren Starren ein, um diese Spitzen des Rohrs aufzukaufen. Und

wird, damit auf diese Weise der Saft gewonnen werden kann. Dazu sind Männer nötig. Frauen dagegen und Mädchen haben das ziemlich trockene Rohr von den Walzen wegzutragen und es in der Nähe auf dem Erdboden auszubreiten, damit es rasch von der Sonne getrocknet werde. Es liefert dann wertvolles Brennmaterial, das megass genannt wird. Wie bei uns das Stroh auf den Feldern aufgebaut wird, so dort das megass, das dann bei Beginn der neuen Ernte gleich Verwendung findet.

Ist der Saft aus dem Zuckerrohr gewonnen und durch besondere Vorrichtung gereinigt worden, so gibt er schon jetzt ein sehr angenehmes Getränk. Um ihn aber zu dem, was wir Zucker nennen, zu gestalten, muß dieser Saft nun in die Siederei (in ein Gebäude mit einem hohen Schornstein) geleitet werden, um dort so lang gekocht zu werden, bis die Wasserteile verdunstet sind und der Zucker sich bildet. In der Zuckersiederei ist



Zuckerrohr-Ernte in Westindien.

wer ist der Mann auf dem Pferde? Man sieht es ihm schon an, daß er einen Befehl anstellt oder einen Verweis gibt. Es ist der Verwalter, meist ein Europäer. Seine weißgekleidete und mit weißem Tropenhut abgeschlossene Gestalt muß von Zeit zu Zeit zu sehen sein, denn sonst läßt der Neger die Arbeit zu leicht liegen. Der Neger ist sehr gesprächig; vollends wenn er fröhlich gestimmt ist, und zu solcher Stimmung trägt bei dieser Erntezeit schon die stark von Süßigkeit durchtränkte Luft bei. Da ist es wohl nötig, daß nachgesehen wird, ob die Hände ebenso fleißig arbeiten wie die Zungen.

## 2. Wie wird unser gelber Zucker gewonnen?

Ist das Zuckerrohr abgeerntet, so wird es nach den Plantagegebäuden gefahren, wo sich die Zuckermühle befindet und wo das Rohr zwischen gewaltigen, von Dampf getriebenen Walzen zerdrückt

eine sehr wichtige Persönlichkeit der Hauptkoch (boilerman), der den Moment anzugeben hat, wenn die noch flüssige Masse vom Feuer genommen und in die großen, hölzernen Rührer gegossen werden soll. Dieses ganze Stöcken darf natürlich keine Unterbrechung erleiden, denn stehenbleiben darf die Masse im halb fertigen Zustand nicht, daher gilt es hier oft bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, und es kommt manche Überstunde zur gewöhnlichen Tagesarbeit hinzu. Und — was ihr wohl noch besser verstehen werdet — diese lockere, süße Zuckermasse übt schon jetzt ihre Anziehungskraft auf gar manchen Arbeiter aus. Es ist daher Aufgabe des Inspektors, ein wachsame Auge auf die schwarzen Gesellen zu haben, sonst wandert gar manches der Blechlämchen, in denen sich die Leute ihr Frühstück mitgebracht haben, mit Süßigkeit gefüllt nach Hause, denn Zucker ist bei den Negern in

jeglicher Gestalt, flüssig wie fest, ein höchst beliebter Artikel. —

Nach wenig Tagen ist der Zucker trocken und fest geworden und kann in die bereitstehenden Fässer gefüllt werden. Diese bleiben dann noch einige Zeit im Speicher stehen, bis die letzte Feuchtigkeit, das „Molasse“, abgeflossen ist. Dann endlich ziehen Eschen oder Maultiere die Kiesenfässer nach der Stadt oder an den Hafenplatz, wo sie meist nach Amerika verladen werden.

Viel Zucker wird auf den Inseln selbst verbraucht. Die erste Mahlzeit des Arbeiters besteht ja aus „Tee“. Dieser Tee ist aber nichts anderes als heißes Zuckerwasser, dem hie und da etwas Milch zugegossen wird. Daneben genießt man Weißbrot (Hoggenrot ist in Westindien ganz unbekannt) oder eine unreife, geröstete Banane. In der Hitze wird übrigens auch viel Limonade getrunken, die zu ihrer Bereitung erforderlichen Zitronen sind ja für ein Spottgeld zu haben. In der Zuckerrohrerntezeit kommt aber noch ein besonderer Leckerbissen hinzu.

Wie erwähnt, darf jeder Arbeiter sich täglich ein Zuckerrohr mit nach Hause nehmen. Glaubt ihr, daß dabei die allgeröchteste Bescheidenheit herrschen wird? Hört: jeder legt sich womöglich das längste Rohr im Laufe des Tages bei Seite, um es dann mitzunehmen. Und hat er es erst in der Hand, dann hält es ihn nicht länger: schon auf dem Rückweg fängt der Genuß an. Mit einem Messer oder gar mit den Zähnen entfernt er die harte Schale, und nun beißt er hinein und schlürft mit Wonne und Wohlbehagen den süßen Inhalt. Auch das will gelernt sein, aber selbst die kleinsten Kinder verstehen bald diese edle Kunst; und alle zappeln schon von weitem dem heimkehrenden Vater entgegen, der das Rohr in der Hand hält. Ja, es ist keine Seltenheit, daß ein kleines Schulkind nur mit einem Stück Rohr als „Frühstück“ zur Schule kommt.

Selbstfalls muß der Saft ungemein viel Nährwert enthalten, denn zu keiner Zeit des Jahres sehen die Leute in Westindien so gesund und wohlgenährt aus, als während der Zuckerrohrernte.

### 3. Bananen-Ernte.

In den Tropen kann man — wenn in ausgiebiger Menge Regen fällt — in jedem Monat des Jahres irgend etwas ernten. Ist das nicht herrlich?

Freilich ist dabei mit dem Nachteil zu rechnen, daß alle Früchte, die am Baum und Strauch reifenden wie die Erdfrüchte, außer der Jamswurzel, sich nicht lange halten, sondern innerhalb weniger Tage verbraucht werden müssen. Immerhin können sich die Westindier über diesen Obstreichtum freuen, denn er liefert ihnen nicht nur Nahrung, sondern durch den Verkauf und die Ausfuhr auch Verdienst.

Besonders wertvolle Früchte sind die Annanasse und die Bananen. Man pflanzt beide in der Nähe der Häfen an, da alles darauf ankommt, die Früchte, die gepflückt werden



Bananen-Ernte in Westindien.

müssen, wenn sie noch halbreif sind, so schnell wie möglich auf das Schiff zu befördern, damit sie sich auf der langen Seefahrt halten. Für die Bananen sind besondere Einrichtungen auf den Schiffen getroffen, damit die Früchte nicht gebrüdt werden; und möglichst schnell muß der Transport stattfinden, damit die großen Trauben noch in gutem Zustande nach New York gelangen. Solche in Amerika oder England feil gebotene Früchte kommen freilich den im Lande selbst gereiften an Ansehen und Wohlgeschmack nicht gleich.

Was wären die Tropen und so auch Westindien ohne die Bananen! Wie bei uns die Äpfel in verschiedenen Sorten zu finden sind, so dort die Bananen. Da gibt es besonders große, etwa 25 cm lange, die mit Butter gebaden zum Fleisch genossen werden, ferner die mitterlen Sorten, wie man sie in deutschen Städten kaufen kann, und endlich die kleinen sogenannten Damenfinger, die mit ihrem wunderbar starkem Duft einen sehr aromatischen Geschmack verbinden. Und wie fruchtbar ist der Bananenstod! Freilich jeder Stamm trägt nur einmal und zwar nur eine Traube, darum wird er auch gleich nach der Ernte umgehauen. Aber schon schießen aus der Wurzel neue Schößlinge in die Höhe, die bald umgepflanzt werden müssen und neue Fruchtbäume ergeben. Nicht wahr, das reine Schlaraffenland, dieses Westindien! Und doch. Wir wollen uns an unsern schönen Äpfeln und Birnen genügen lassen und den Westindiern bei ihrer glühenden Hitze und ihren Moskitenplagen, bei Dürken und Erdbeben ihren Zucker und ihre Bananen von Herzen gönnen.

### Liebet eure Feinde.

Von dem traurigen Los der früheren Neger-Sklaven in Westindien erzählten wir das letzte Mal. Sie und da behandelte ein Sklavenbesitzer seine Untergebenen menschlich, ja gab ihnen, wenn sie sich gut betrug, einen Beweis seines Vertrauens. So geschah es einmal, daß ein Sklave, der durch unsere Missionare den Heiland kennen gelernt und sich bekehrt hatte und nun gottesfürchtig lebte, seinen Herrn begleiten durfte. Sie schritten zusammen dem Sklavenmarkt zu, auf dem wieder einmal arme Schwarze, die von Afrika herübergebracht worden waren, wie Waren feil geboten wurden.



Schwarzer Soldat in Westindien.

Der Herr brauchte neue Arbeiter, er mußte sich also wieder Sklaven kaufen, und dazu hatte er Christian — so nennen wir seinen Begleiter — mitgenommen. Auf dem Marktplatz gebot der Herr dem Christian, solche Sklaven auszusuchen, die er für die besten hielt. Christian ging auf die stärksten und kräftigsten zu, besah sie sich, besüßte sie wohl auch und las sie aus. Da sah er noch einen abgelebten alten Mann. „Massa (Herr)“, sprach er, „den müßt ihr noch kaufen.“ — „Warum?“ fragte dieser. — „O Massa“, antwortete der Neger, „ihr müßt ihn haben.“ Der Sklavenhändler wunderte sich darüber, daß Christian gerade diesen Alten für tauglich hielt, fürchtete wohl auch, daß er an ihm

nicht viel Verdienst haben würde, willigte aber ein. Das Geschäft wurde abgeschlossen, und der Herr zog mit seiner neuervorbeubereiten Ware ab. Noch nicht viele Wochen waren vergangen, da wurde der alte Mann krank. Christian hörte es, und sofort ging er hin, pflegte ihn, gab ihm zu essen und zu trinken und erzeugte ihm alle und jede Freundlichkeit. Das konnte seinem Herrn nicht verborgen bleiben. Eines Tages fragte er den Christian: „Was hast du mir immer mit dem alten Manne? Du bist so zärtlich besorgt um ihn. Ist es etwa dein Vater?“ — „Nein, Massa“, gab der Neger zur Antwort, „es ist mein Vater nicht.“ — „Der ist es einer deiner anderen Verwandten?“ — „Nein, Massa, er ist nicht mit mir verwandt.“ — „Der ist es dein Freund?“ forschte der Herr weiter. — „Nein“, gab Christian zurück, „er ist auch nicht mein Freund.“ — „Nun in aller Welt, was ist er denn?“ — „Er ist mein Feind, Massa“, erklärte Christian und fuhr nun fort: „dieser Mann hat mich, als ich noch ein Kind war, von meinem Vater und meiner Mutter weggerissen und in die Sklaverei verkauft. Und nun habe ich im Worte Gottes gelesen: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Darum pflege ich ihn.“

War's nicht ein schöner Erfolg, den die Mission, den die Predigt von Jesu, unserm Heilande, an einem Sklavenherzen ausgeübt hatte? Wird es nicht den weißen Menschen, auch den Kindern, oft so entsetzlich schwer, lieb zu haben, vollends vergebende Liebe zu üben? Fragt einmal, was die Brüdergemeinde alljährlich am 13. August feiert!

### Mächtiger als der Löwe.

Schwester Richard saß eines Sonntags auf der Missionsstation Ipiana im Nordwesten des Nyassa. Ihr Mann war verreist, wie konnte sie am Tag des Herrn den Schwarzen etwas vom Gott der Christen erzählen, das rechten Eindruck auf sie machte? Sie holte biblische Bilder. Daniel — in der Löwengrube und doch errettet! Das traf ihr Herz. Die Gegend von Ipiana war früher ein berühmter Aufenthaltsort der Könige der Tierwelt.

### Nästel.

Die erste ist man hier, die zweite da. — Du denkst, das ist nicht viel gesagt; aha, — Ich sage dir im Gegenteil, du irrst, — Du hast ja alles, was du brauchen wirst. — Denn darin ist das letzte Eisenpaar. — Ich sag' es dir zum Lachen sonnenklar. — Kommt dir dies ganze jetzt chinesisch für — So siehst du nahe vor der richt'gen Tür. Qw.

Bl. 11.— Von den Tageschülerinnen der Neuwieder Mädchenanstalt durch Schw. V. N.

Herslich dankt die Missionsverwaltung, Herrnhut.





## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr 10.

Oktober 1903.

4. Jahrgang.

### Im Dienste zweier Könige.

Von Suriname über Demerara nach Trinidad.

Ein guter deutscher Bürger dient willig und gern seinem Kaiser im bunten Rock. Patriotismus, Liebe zu dem Vaterland, in dem wir nach Gottes Fügung geboren sind, ist auch nach dem Willen Gottes unsere Pflicht. Von dieser entbindet auch der Dienst eines Geistlichen oder Missionars nicht. Nur die katholischen Priester wünschen vom Dienst mit der Waffe frei zu sein, der evangelische versteht den Dienst für seinen irdischen König mit dem für seinen himmlischen Herrn gut zu vereinigen. So muß auch jeder Brüdermissionar vor seiner Anstellung seiner militärischen Pflicht genügt haben.

Nun ziehen aber Missionskautleute oft schon vor dem zwanzigsten Jahr aus. Wann stellen sie sich da zum Dienst? Sie kommen in die Heimat oder stellen sich auf einem, gerade in der Nähe befindlichen Kriegsschiff. So machte es Br. Siegfried Beck. Der lebt in Surinam. Dort hörte er vor zwei Jahren, daß das deutsche Kriegsschiff „Stein“ in Trinidad läge. Sofort machte er sich auf und reiste zur Stellung. Von dieser Fahrt gibt er uns im folgenden Bericht. Sie führte ihn über Demerara. Da wir auch dort Missionsarbeit treiben, so ist es uns lieb, auch einmal von Demerara ein wenig zu hören, wenn die Reisenden (Br. Beck war von einem Altersgenossen, der gleichfalls sich stellen mußte, begleitet) auch keine Zeit fanden, unsern Missionar Br. Dingwall aufzusuchen. Sie sahen aber bei dieser

Gelegenheit die schöne neue Kirche, die in der Hauptstadt Georgetown für unsere Mission gebaut und in diesem Frühjahr eingeweiht worden ist.

### 1. Der Besuch in Demerara.

„Am viertel acht Uhr verließ das Schiff „Prins Willem IV.“ Paramaribo. Am Fort „Nieuw Amsterdam“ wurde noch einmal gehalten, weil dort fünfzig Ballen Kakaó und dreißig Kisten Pulver, welche letztere für das deutsche Kriegsschiff „Stein“ bestimmt waren, eingeladen werden mußten. Um halb ein Uhr passierten wir das Leuchtschiff. Die Küste von Surinam verschwindet bald aus dem Gesichtskreis, da sie ganz flach ist. An dem Tage schmeckte uns das Essen ausgezeichnet, denn die See war ziemlich ruhig, und von Seekrankheit war noch nichts zu spüren. Auch schlief ich sehr gut, wachte nur davon auf, daß die Maschine still stand, weil die Tiefe des Jahrvassers untersucht wurde. Vor Demerara liegt nämlich eine große Modderbank, welche sich weit in das Meer erstreckt, und deswegen können, ebenso wie in Surinam, größere Schiffe nur zur Flutzeit nach Georgetown hineinjahen. Vor diesen Modderbänken liegen Feuerschiffe. In Demerara liegt das Feuerschiff so weit draußen, daß man nur einen schmalen Streifen von Land sieht. Wir mußten sechs Stunden warten. Gegen halb zwölf Uhr mittags gelangten wir nach Georgetown und sahen mit Spannung den Hafenmeister kommen, da wir immer noch besorgteten, daß wir in Georgetown wegen des in Surinam herrschenden gelben Fiebers erst nach mehreren Tagen

würden ans Land gehen dürfen. Es war aber glücklicherweise nicht der Fall. In Demerara ist das Anlegen nicht so bequem wie in Surinam, da die Schiffe mitten im Fluß liegen bleiben müssen, in Surinam können die Schiffe direkt an der Landungsbrücke anlegen. Vom Fluße aus gesehen bietet die Stadt keinen besonders schönen Anblick; man sieht weiter nichts als Schuppen und Magazine; aber sobald man in die Stadt selbst kommt, merkt man, daß Georgetown in mancher Hinsicht bedeutend weiter entwickelt ist als Paramaribo. Auf den Straßen ist ein viel lebhafterer Verkehr von Droschken und Fuhrwerken, weiter hat Georgetown elektrisches Licht und Bahn. Die Geschäfte sind mehr nach europäischem Stil eingerichtet. — Sehenswert ist auch die Markthalle. Die ersten Stunden unseres Aufenthaltes benutzten wir dazu, uns in der Stadt etwas umzusehen; wir gingen in das Museum, in welchem eine große Anzahl Vögel, Schlangen und andere Tiere zu sehen sind; fast alle aus Demerara, ferner alle möglichen Indianerwaffen und Gesteinsarten; auch einige lebende Schlangen: z. B. eine stattliche Riesenschlange. Dann fuhren wir mit einer Droschke in den berühmten botanischen Garten. Der größte Teil desselben besteht aus prachtvollen Parkanlagen; überall stehen Bänke; auch ein Pavillon fehlt nicht, in welchem jeden Mittwoch konzertiert wird. Reizend war der Blick



Unsere neue Missionskirche in der Hauptstadt Demerara.

auf einige kleine Teiche mit schönen Wasserlilien und Rosen. Ihr werdet euch vorstellen können, daß sich bei einer so unbefchränkten Benutzung von Tropengewächsen etwas Herrliches schaffen läßt. Wege und Anpflanzungen waren in sehr gutem Zustande. An die Parkanlagen schließt sich eine Gärtnerei an, in der einige prachtvolle Orchideen zu sehen waren. Ein Kuli war unser Führer; er führte uns dann auch noch zu einigen Tieren, Tapieren, zu einem jungen Tiger, Rehen, Wildschweinen, verschiedenen Arten von Kaninchen u. s. w. Das war mir besonders interessant, da es dieselben Tiere in Surinam gibt, ich aber noch keine gesehen hatte. Wir begaben uns darauf wieder an Bord, wo wir den Abend sehr gemüthlich verbrachten. Den ganzen Tag und fast die ganze Nacht hindurch wurden Schienen und eiserne Röhren ausgeladen. Am nächsten Morgen legte das Schiff direkt am Land bei einem Magazin an, weil dort 6000 Saek Zucker zu laden waren,

was den ganzen Tag in Anspruch nahm. 130 Mann waren beschäftigt. Wir gingen noch einmal an Land und fuhren mit der „Elektrischen“ nach dem „Sea Wall“. Das Land an der Mündung des Flusses ist so niedrig, daß das Seewasser bei jeder Flut ein großes Stück überschwemmen würde, wenn da nicht ein großer Steinwall gebaut worden wäre, der das Wasser abhält. Man kann auf dem Walle spazieren gehen; wir trafen eine ganze Anzahl Kulis, welche dort fischten. Um halb ein Uhr nachts fuhren wir weiter.

## 2. - In Trinidad.

Am nächsten Morgen sahen wir in nicht allzu großer Ferne Trinidad liegen. Das Wetter war klar und die See ruhig; so war es denn eine herrliche Fahrt die Küste entlang; wir genossen den Anblick sehr und freuten uns, daß wir endlich einmal wieder Berge sahen. Die ganze Ost- und Nordküste der Insel fuhren wir entlang. Im Nordwesten von Trinidad fährt man zwischen einigen kleinen, aber ziemlich hohen Inseln hindurch und gelangt in die Bucht, an der die Hauptstadt Port of Spain liegt. Um halb zwölf Uhr kamen wir im Hafen an, waren

also sechs und eine halbe Stunde an der Küste entlang gefahren. Vom Meere aus sieht man gar nicht, daß Port of Spain eine so bedeutende Stadt ist. Im Hafen lagen fünf Kriegsschiffe, ein spanisches, ein italienisches, ein columbianisches, ein venezolanisches und das deutsche S. M. S. Stein, außerdem noch eine Anzahl Passagierdampfer und

eine Menge größerer und kleinerer Segelschiffe. Wir mußten noch eine ganze Weile warten, ehe wir Prinz Willem IV. verlassen konnten, da der Hafenmeister erst an Bord kommen mußte. Die Schiffe, wenigstens die etwas größeren, müssen weit entfernt vom Ufer liegen bleiben, da der Hafen sehr seicht ist. Sobald ein Schiff ankommt, fährt sofort eine ganze Anzahl Boote vom Lande heran, und die Ruberer bieten mit lautem Geschrei ihre Dienste an. Da man noch ungefähr eine halbe Stunde bis zum Lande zu fahren hat, ist das keine ganz billige Sache. Wir nahmen mit einem deutschen Professor zusammen ein Boot und begaben uns direkt zum deutschen Konsul, der in unmittelbarer Nähe vom Hafen ein bedeutendes Import- und Vaugeschäft hat. Leider war er nicht zu Hause; wir mußten deshalb zu unserm Missionar, Hr. Richard, fahren. Schw. Richard machte ein erstauntes Gesicht, als ich eintrat, denn sie hatte mich natürlich nicht erwartet. Kurze

Zeit zuvor war sie in Montgomery auf Tabago bei meinen Geschwistern (Br. Samuel Richard und Schw. Frieda geb. Beck) gewesen, und da gab es denn viel zu erzählen. Am Nachmittag trafen wir den deutschen Konsul zu Haus. Wir waren schon durch einen Brief des deutschen Konsuls in Paramaribo angemeldet worden. Wir hörten, daß das Kriegsschiff immer erst am Abend in den Hafen käme, den Tag über vor dem Hafen Schießübungen ausführte. Am Sonntag früh wollte der Konsul mit uns zum Kriegsschiff fahren. Als wir zu dieser Zeit uns einstellten, fanden wir den Oberstabsarzt und einen Offizier vom Schiff schon vor, wurden gleich vorgenommen und als tauglich befunden. Als wir fertig waren, wurden wir aufgefordert, zum Gottesdienst auf S. M. S. Stein zu fahren, was wir natürlich gern taten. Außer meinem Begleiter und mir fuhren noch mit: der dänische Konsul mit Gemahlin und die Frau vom österreichischen Konsul. Auf dem Schiff wurden wir vom Kapitän und den Offizieren empfangen und der ganzen Gesellschaft vorgestellt. Dann wurden wir in die Batterie geführt, wo die ganze Schar, Mannschaften, Schiffsjungen und Kadetten, versammelt war und die Predigt gehalten wurde. Nach der Predigt luden uns die Offiziere ein, in ihrer Messe eine Erfrischung einzunehmen; nach einer Weile kam auch noch der Herr Marinepfarrer dazu; er kannte die Brüdergemeinde und suchte auch manches von der letzten General-Synode. Ich habe mich lange mit ihm über die Mission unterhalten. Zu meiner großen Freude bot er sich an, uns das Schiff zu zeigen. Er hat uns dann überall herumgeführt und uns vieles erklärt. Der Naam, in welchem ich eben noch die Predigt gehalten worden war, hatte sich sehr rasch verändert, er glied jetzt mehr einem Speisesaal. Das Essen wurde gerade ausgegeben. Dann ging es ins Lazarett, in die Küche, in den Waschsaal, auch in seine Kabine. Dieser Pfarrer war auf der „Oneisenaan“ gewesen, als diese vor Malaga unterging. Nachdem wir alles gesehen hatten, gingen wir wieder zurück in die Messe, wo wir mit den Offizieren noch ein halbes Stündchen gemütlich zusammen saßen. Es schien ihnen zu imponieren, daß wir so weit hergekommen waren, nur um uns zu stellen. Gegen ein Uhr brachte uns die Dampfbaraffe mit den drei anderen Gästen wieder ans Land nach sehr ausführlichem Abschied.

Au demselben Sonntag feierte Br. Richard mit seiner Gemeinde Erntedankfest. Br. Clemens aus Moria war gerade zum Besuch da. Ich freute mich, ihn kennen zu lernen. Am Nachmittag war ein Gottesdienst, bei dem der Chor oft und sehr gut sang. Auch sang die Gemeinde bedeutend schöner, als unsere Neger in Surinam. Nach dieser Versammlung besuchten Herr Ditter und ich das Konzert beim Hause des Gouverneurs, welches bei dem botanischen Garten liegt und von prachtvollen Parkanlagen umgeben

ist. Die Polizeikapelle spielt dort in einem kleinen Pavillon jeden Sonntag Nachmittag. Zu diesem Konzert kommt die ganze feine Welt von Port of Spain. Auf der Straße, welche durch die Anlagen führt, hielt eine Equipage neben der andern. Die Musik selbst war nicht hervorragend, die Militärkapelle in Paramaribo spielt bedeutend besser. Für letztere wird neuerdings viel getan.

Port of Spain hat nach der letzten Volkszählung 51 000 Einwohner und ist die zweitgrößte Stadt von ganz Westindien. Trinidad hat im ganzen 260 000 Einwohner, darunter 80 000 ostindische Kulis. Die Häuser sind fast alle mit Steinen gebaut. Seit einem größeren Brande, vor einer Reihe von Jahren, darf nicht mehr mit Holz gebaut werden; auch gibt es kein so gutes Holz, wie wir es in Surinam haben. Die Straßen sind zum großen Teil asphaltiert. Trinidad führt ja viel Asphalt aus. Die Gesellschaft, welche den Asphalt exportiert, zahlt an die Regierung jährlich eine Million Markt. Was uns besonders interessierte, waren die Geschäfte. In Port of Spain gibt es eine Menge großer Geschäfte, welche ganz nach europäischem Stil mit großen Schaufenstern und Verkaufsräumen eingerichtet sind. Auch der Verkehr in ihnen entspricht ungefähr dem in einer mittelgroßen europäischen Stadt. Aber ein unserm Manufaktur-Geschäft in Paramaribo ähnliches habe ich nirgends gesehen. Viele Dinge, ich glaube vor allem Eisenwaren, sind in Trinidad bedeutend billiger, als in Surinam. Das hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß in Trinidad nur ein Einfuhrzoll von 5 Prozent und in Surinam von 12½ Prozent erhoben wird. Bei manchen Artikeln ist der Einfuhrzoll in Surinam noch höher. Ein zweiter Grund ist der, daß zwischen



Neger zu Markte gehend.

Trinidad und Nordamerika sowie England viel Frachtdampfer und Segelschiffe verkehren und dadurch hier die Frachttaxe bedeutend niedriger sind. In



Surinam sind wir auf die zwei tenren holländischen und englischen Postdampferlinien angewiesen."

Br. Beck ist später nach Deutschland gekommen, um seinen Militärdienst anzutreten, wurde aber hier nicht zum Dienste herangezogen, sondern konnte daher sehr bald wieder in seine Stellung als Missionskaufmann zurückkehren. — Wir alle stehen im Dienste zweier Könige. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Danach sollen wir handeln.

### Was aus Stanniol werden kann,

zeigt uns das Bild. Was mag das sein? Schöne blinkende und blinkende Gefäße, die bei Taufen und Abendmahlsfeiern gebraucht werden. Rechts steht ihr eine Taufkanne, links die Abendmahlskanne, oben den Kelch für die Abend-



Was aus Stanniol werden kann.

mahltsfeier und unten den Behälter für das Abendmahlsbrot, unter dem auch das Brottellerchen noch verborgen ist. In der Mitte aber glänzt die Taufschale mit dem Spruch in der Suaheliprache Deutsch-Ostafrikas Mwetozesha akibatizwa atahona, der auf deutsch heißt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ — Aber was soll's mit diesen Geräten? Sie sollen euch sagen, was Kinder für die Mission tun können und was Kinder für die Mission bereits getan haben. Denkt euch, deutsche Kinder haben soviel Stanniol (Zinnpapier) gesammelt, daß daraus diese schönen Gefäße gegossen werden konnten und damit einer Station der Berliner Missionsgesellschaft für Deutsch-Ost-Afrika ein hochwillkommenes Geschenk gemacht worden ist. Was jene Kinder leisteten, das können wir alle auch. Nicht wahr? Nun habe ich bereits von Herrnhuter, Christiansfelder und Neufahrer Kindern eine Menge Stanniol erhalten, — wie wär's, ihr alle sammelt auch, damit wir bald einer unserer neuesten Stationen in Deutsch-Ostafrika die gleiche Freude bereiten können, wie jene Kinder ihren afrikanischen schwarzen Freunden. Wer helfen will, der sammle also Stanniol und schicke es „an die Missionsbuchhandlung in Herrnhut in Sachsen.“ Wie oft bekommt ihr ein Stück Schokolade oder Seife geschenkt, das in Stanniol eingeschlagen ist, das werft in Zukunft nicht weg, sondern legt es zusammen, bis es ein kleines Paletchen füllt,

das euch dann Vater oder Mutter, Lehrer oder Lehrerin an die obige Adresse senden helfen. Aber Flaschenpfennig und Teemüllungen schickt uns nicht. Diese sind aus Bleimasse und nicht aus Zinn gearbeitet, kommen daher für unseren Zweck nicht in Betracht. Wie schön, wenn wir bald dreißig Pfund Stanniol bekommen hätten, denn soviel ist zur Herstellung aller obigen Geräte nötig. Was würde dann heller und schöner glänzen, diese Gefäße oder eure Gesichter vor Freude über dem gelungenen Werk oder aber die dunklen Miene unserer schwarzen Freunde im Innern Afrikas?

### Preisaufgaben.

Hierdurch laden wir unsere jugendlichen Leser zur Bearbeitung einer der folgenden Preisaufgaben ein.

Möchten sich recht viele beteiligen, damit dadurch ihre Liebe zur Mission gerechert und ihr Verständnis für sie vertieft werde. Die vier besten Arbeiten werden durch Preise, gute Missionsbücher, ausgezeichnet werden, welche den Verfassern in der Weihnachtszeit zugehen sollen. Die Aufgaben lauten:

1. Was wird uns Matthäus Kapitel zwei von den Erstlingen der Heiden erzählt?
2. Was ist in „Aus Nord und Süd“ von der Missionsstation Nyelang berichtet worden? (Vergl. Jahrgang 1903 Nummer eins und vier.) Die Einseher von Preisarbeiten müssen zahl-

lende Abnehmer von „Aus Nord und Süd“ sein. — Eine Preisarbeit soll in der Regel nicht mehr als sechs bis acht Markseiten umfassen und muß sauber abgefaßt sein. Die Beantwortung einer der beiden Fragen genügt. Die Arbeiten sind mit Angabe des Namens, Alters und Wohnorts des Bewerbers bis 1. Dezember an Prediger Th. Bessler, Herrnhut, Sachsen einzusenden.

Die Schriftleitung.

Mt. 5. aus Eichelberg dankend empfangen

Missionsverwaltung Herrnhut.

Neu erschienen bei der Missionsbuchhandlung, Herrnhut:

#### „Von der Wiege bis zum Grab“

Heft 1. Das Leben des Gründlers — 20

Heft 2. Das Leben des Labrador-Eskimo — 20

Die Schilderungen sind auch zum Nacherzählen in Sonntagsschulen geeignet.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11.

November 1903.

4. Jahrgang.

### Wie ein Kaffermädchen den Heiland fand.

Es war auf der Missionsstation Gosen in Kaffernlande. Da arbeitete als treuer Lehrer der Eingeborene Samuel Mazwi (sprich Mahwi). Der hielt nicht nur darauf, daß seine Schüler etwas tüchtiges lernten, nein, es war sein innerstes Anliegen, daß sie alle früh für den Heiland gewonnen wurden. Wie freute er sich, wenn er merkte, daß wieder ein Kind sein Herz dem Herrn öffnete! Einmal ging ihm das so nah, daß er sich hinsetzte und den Brüdern der Missionsdirektion die Geschichte brieflich berichtete.

„Was mir zu erzählen wichtig ist“, so schrieb er, „ist, wie ich hoffen darf, die wahre innere Veränderung, die bei einer meiner Schülerinnen stattgefunden hat. Dies Mädchen war von früher Jugend an ein stilles Kind, lernte gut und machte durch ihr Betragen allen, die mit ihr zu tun hatten, Freude. Allein, es ging mit ihr, wie es mit vielen Kindern geht, als sie älter wurde, suchte sie den Umgang mit solchen Altersgenossen, deren Einfluß schädlich auf sie wirkte. Da redete ich oft mit ihr und erinnerte sie an ihr früheres besseres Leben; aber all mein Reden schien vergeblich. Da geschah es, daß sie vor einiger Zeit zu mir kam und sehr vergnügt sagte: „Boeti (=Buti = Bruder), heit

bin ich wieder fröhlich. Ich habe meinen Heiland gefunden und mein Herz fühlt eine Lieblichkeit wie nie zuvor. Vor einigen Tagen war ich so niedergedrückt wegen meiner Sünden, ich fühlte, ich war unartig, ich sah, der Heiland war zornig auf mich; so fing ich an zu beten und wieder zu beten, bis ich merkte, er hat mir meine Sünden vergeben; da hatte ich ihn gefunden. Nun bin ich froh.“ Ich überzeugte mich durch Fragen, daß sie es aufrichtig meinte, und ermahnte sie, beim Herrn zu bleiben, denn es würden wieder Tage kommen, da das frohe Gefühl sie verlassen werde. Aber auch ich fühlte den Frieden Gottes. Ich kann nicht beschreiben, wie sanft ihr Aussehen war und wie ihre Tränen und ihr Lächeln so von selbst kamen. Ich fühlte mich unwürdig, daß der Herr meine Arbeit so gesegnet hatte. — Und zwei Tage nachher! Da fand ich beim Ausgang der Sonne ein anderes Mädchen im Tal auf den Knien im Gebet! Denken Sie an mich und an die, welche angefangen haben, den Heiland zu lieben.“





Ein Negerdorf in Suriname.

## 1. Überblick über unser Surinamer Missionswerk.

Fast drei Wochen hat die Reise gedauert. Von Holland ging's erst südwärts, dann westwärts; jetzt endlich wirft das Schiff die Anker aus, wir sind am Ziel, in Holländisch Guyana oder Suriname an der Nord-Küste Südamerikas. In den gewaltig breiten Hauptstrom, in den Suriname-Fluß, sind wir hineingefahren. Schon grüßte uns das Ufer rechts und links, und aus den grünen Stakaopflanzungen zur Rechten und zur Linken starrte nicht nur eine stolze Ferkung uns entgegen, nein, es lugten auch die friedlichen Negerdörfer hervor. Ein wenig sahen wir auch in den Connewijne (sprich Komewine) -Fluß hinein, den die Suriname aufnimmt und an dessen Ufern die Missionsstationen Neu Amsterdam, Rust en Werk, Veliendal, Herendyt, Charlottenburg liegen, sowie weit hinten an zwei Nebenflüssen Wanhatti und Potribo. Ganz dicht fuhr'n wir an Clevia vorüber, da — tauchten schon die ersten Häuser der großen Hauptstadt, der einzigen Stadt des ganzen Landes, Paramaribo auf. Und führ'n wir die Suriname weiter hinauf, wozu wir uns freilich eines kleinen Flußdampfers bedienen müßten, dann könnten wir die Missionsplätze Domburg, Chatillon, Carolina, Bergendal besuchen, und ein Boot brächte uns noch weiter hinauf in den dichten Urwald, nach Koffyamp, Ganse und Arvora. Ja gäbe es in Suriname einen hohen, hohen Berg, wie ein solcher tatsächlich nirgends vorhanden ist, — es müßte aber einer sein, der bis in die Wolken reichte, — dann würden wir sehen, daß im Osten

der Suriname noch ein breiterer Strom, die Marowijne (sprich Marowain), mit unserer Station Albina, und im Westen noch drei Hauptflüsse gleichlaufend mit der Suriname dem Meere zufließen. Es sind dies die Saramakka, an der unsere Stationen Catharina Sophia und Groningen, Maripastoon und Kwatahede liegen, die Koppename mit dem Missionsplatz Coppentrijf und die Corentyn (sprich Korentein) mit Neu Nickerie und Waterloo. In der Küste zwischen den beiden letzteren liegt Salem und im Binnenlande zwischen Suriname und Saramakka Verfaba. — Damit genug. Ihr werdet aus diesen vielen Namen, die jeder Freund unserer Brüderrmission einmal kennen lernen muß, erkennen, daß unsere Surinamer Mission ein weitverzweigtes Werk ist.

Das beweisen auch einige Zahlen. In diesem schönen, echt tropischen, feuchten und warmen Lande, leben etwa 60000 Menschen. Von diesen gehören nahezu 29000 als Christen unserer Missionskirche an. Die Mehrzahl derselben, etwa 16000, wohnt aber in der Hauptstadt auf einem Fleck zusammen. Dort ist daher auch der Mittelpunkt der Mission. Dort finden wir Vertreter all der Völkerschaften, mit denen es unsere 46 verheirateten Missionare und 4 Schwestern zu tun haben. Kinder besuchen fast 2900 die Schulen.

## 2. Sonntagmorgen in Paramaribo.

Wir steigen in Paramaribo ans Land. Hellleuchtend heben sich die Häuser vom dem dunkelgrünen Hintergrund der tropischen Vegetation ab. Darüber wölbt sich der blaue Himmel. Es ist ein



malerisches Bild. Sonntagstillte lagert über der Stadt, und die Kirchenglocken rufen zum Gottesdienst. Auch hier, in der fremden Welt, wo sich die verschiedensten Menschenrassen von allen Farben und Sprachen, Neger, Indianer, ostindische Kulis, Chinesen und Javanesen zusammengefunden haben, von denen wir in der April- und Mainummer 1902 erzählten, auch hier treibt der Herr sein Werk. Wir eilen durch die Straßen dem Hauptquartier der Mission zu. Da sehen wir am besten vor Augen, was die 168 jährige Arbeit unserer Boten zustande gebracht hat. Da finden wir ein ganzes Stadtviertel mit Kirche, höheren und niederen Schulen, Missionarswohnungen, Geschäften aller Art. Und auf

den Straßen, da treffen wir auf die schönste Frucht der Missionstätigkeit. Im festlichen Sonntagstaat, weiß gekleidet eilen die Christen dem Gotteshaus zu. — Da steht sie, die große hölzerne Kirche! Von außen nicht besonders anziehend, aber treten wir ein, da erfüllt uns Staunen und Bewunderung. Das Schiff, von zwei übereinanderliegenden Emporen umgeben, steigt zu stattlicher Höhe auf. Alles ist weiß gehalten, einfach und doch geschmackvoll. Man muß unwillkürlich die früheren Missionare bewundern, die ohne Baumeister von Beruf zu sein, mit Geschick dies schmude Bauwerk geschaffen. Die untere Gallerie trägt in goldenen Buchstaben die zwei ersten Verse des 100. Psalms, in Erinnerung an die Befreiung der Sklaven am 1. Juli 1863 hier angebracht. Ja die Sklavenszeit ist erst seit vierzig Jahren vorüber. Das müssen wir bei Beurteilung des Zustandes der Gemeinde im Gemüt behalten. Es kam darum bei diesen Negernochristen noch nicht alles so vortrefflich sein, wie wir es bei uns in altchristlichen Kreisen zu sehen gewohnt sind.

Während ein farbiger Lehrer als trefflicher Organist den Gottesdienst mit einem Vorspiel einleitet, überschauen wir die Versammlung der Andächtigen. Immer ist ihre Zahl noch so groß, trotzdem doch die große Stadtgemeinde in vier Gemeinden geteilt worden ist und auch an diesem Sonntagmorgen in mehreren Stadtteilen zu gleicher Zeit Gottesdienst gehalten wird. Einzelne Gruppen von Leuten nehmen unsere Aufmerksamkeit in besonderer Weise

in Anspruch. Da sind hübsche junge Leute. Ihre Kleidung verrät, daß sie ein gut Stück Geld in der Tasche haben. Goldgräber sind es. Man freut sich, sie wieder hier zu sehen; denn monatlang waren sie im Urwald und haben dort gefährvolle Reisen gemacht und als Goldgräber schwere Arbeit zu verrichten gehabt. Die Goldgräberei verschafft Tausenden von Jünglingen Arbeit und Verdienst. Sie achten die Gefahren im „Goldbusch“ wenig, wenn sie nur Geld erlangen. Gefahren bringt das Fieber im Busch für ihre Gesundheit und die Verjuchungen zur Sünde für ihre Seele. Manch einer aber lernt in der Einsamkeit, so weit vom Gotteshaus

entfernt, all das schäpen, was er in der Heimat hatte, er hält Morgens- und Abendbeten mit den Seinen, wenn er sie bei sich hat, und macht sich, sobald er nach Hause gekommen, auf zum Gotteshaus, um zu seinem Gott und Heiland zu beten. — Unter den Frauen fällt uns auch eine Gruppe auf, die weiß oder schwarz gekleidet zusammen sitzt. Sie haben im Laufe der Woche ein Familienglied durch den Tod verloren und sind gekommen, um das erste Mal nach dem traurigen Ereignis als Familie im Hause des Herrn anzubeten. — Dort hinten an der Seitentür saß immer die Helferschwester Elisabeth. Sie ist nicht mehr. Jedermann kannte und schätzte sie als treue, furchtlos offene Christin. Ihr Amt war kein leichtes und gewann ihr wenig Freunde. Während sie ihren Mitschwestern Liebe und Teilnahme bezogte, zog sie sich Feindschaft dadurch zu, daß sie jede Sünde beim rechten Namen nannte und niemanden schonte. In



Ein indischer Kuli.

der Ewigkeit werden ihr viele diese Ermahnungen danken. — Und dort, der erste Helfer, ist kürzlich in sein Amt eingeführt. Man sieht ihm an, daß er schon viel durchgemacht hat; und nun er seinen Leuten Rat erteilt, da schöpft er aus der Tiefe christlicher Erfahrung. Es war schwer für ihn, das Amt zu übernehmen, denn sein Vorgänger Salomo war ein besonders begabter Helfer. 90 Jahre wurde er alt. Als man ihn zur Ruhe bettete, war ein Stück Missionsgeschichte zu Grabe getragen. Fast 50 Jahre lang hatte er seines Helferdienstes gewartet, ein treuer Berater der Missionare, ein Freund seiner Landsleute, ein klar urteilender Mann und ein glückliches Kind Gottes.

Doch es ist Zeit, daß die Predigt beginnt. Die kleine Türe wird geöffnet, und wir sehen den Prediger eintreten. Wie? Er ist ganz schwarz! Und wirklich, ein Neger bestiegt die Kanzel! Ja heut predigt der vor Jahresfrist ordinierte erste Negergeistliche unserer Kirche in Suriname, Bruder Cornelius Blijd (gesprochen Bleid). Ein echter Neger! Eine stattliche, breite Gestalt mit einem angenehmen Gesicht. Aber wundere dich nicht, daß der predigen soll. Laß ihn nur erst seinen Mund aufthun, dann wirst du hören und erkennen: das ist ein ganz gewandter Redner, dabei ein erfahrener Christ, ein guter Bibelfenner und ein demüthiger Mensch. Gewiß, auch die Neger wollten erst durchaus nicht von ihresgleichen Gottes Wort verkündigt hören; aber als Bruder Blijd zum erstenmal die Kanzel betrat, da merkten sie: der hat uns etwas zu sagen, was er aus Gottes Wort schöpft und nicht aus sich selbst, und wie er es sagt, so verstehen wir's gut. Und nun sehen sie darüber hinweg, daß er schwarz aussieht, danken vielmehr Gott, daß er auch die Neger solcher Gnade gewürdigt hat, ihm dienen zu dürfen. Ja soweit kann es auch ein Neger bringen! Ist das nicht die herrlichste Frucht unsrer 168 jährigen Missionsarbeit?

### Wer war der Klügste?

Wölfe gibt es in Labrador viele, und sie sind sehr schlau und vorsichtig. Ihre Nahrung besteht meist in Rentthierfleisch. Die Wölfe verfolgen die Rentthiere oft tagelang und hegen sie so zu Tode. Das Rentthier erweist sich wohl in Lauf als schneller und behender, der Wolf aber hält die Verfolgung länger aus. So kommt's, daß das Rentthier schließlich ermattet zusammenbricht und dann der Wolf seinen Hunger und Durst an ihm stillen kann. — Ein rechter Schlauberger und ausgezeichneter Tierkenner war der Eskimo Matthäus in Joaz. Es ist ihm oft geglückt, manch schlaues Füchlein, auch Wölfe und Bären zu überlisten. Eines Tages ging er von seinem Sommerplatz Tefjuak auf Rentthierjagd aus. Er hatte Spuren entdeckt und wußte daher, daß die Tiere in der Nähe waren. Wie jeder Eskimo auf der Jagd ein Fernrohr bei sich trägt, so auch Matthäus. Und nun stieg er zunächst auf einen Berg, um Umschau zu halten, ob er nicht da oder dort die Tiere erspähe. Ihr dürft aber nicht denken, daß Matthäus in seinem Eifer schnell auf den Berg hinauf eilte und sich breit wie ein Ausrichtsturm hinstellte; o nein, so ganz vorsichtig wie ein rechter Fuchs ab und zu stille stehend und auf alles hordchend und alles beobachtend, so kam er langsam in die Höhe. Weinahe schon auf dem Gipfel, macht er Halt, legt sich nieder und

friecht nun erst recht langsam bis zur Spitze. Wieder langsam schiebt er da seinen Kopf vor, um mit den Augen auf die andere Seite und ringsherum sehen zu können. Nun erst wurde das Fernrohr angelegt und die ganze Gegend abgesehen, ob nicht ein Tier oder irgendwo ein lebendes Wesen zu entdecken sei. Zwei Stunden hat Matthäus auf der Lauer gelegen. Schon dachte er, die Rentthiere müßten eine andere Richtung eingeschlagen haben und sein Warten sei vergebens. Die Eskimo verfügen aber über eine gute Portion Geduld, und so sucht Matthäus immer wieder mit dem Fernrohr die Gegend ab. Da, was ist das? Das sind doch keine Steine? Und als der Jäger den Punkt schärfer ins Auge faßt, da sieht er Ohrenspitzen, und erkennt, es liegen dort drei Wölfe gerade so wie er lang ausgestreckt auf der Lauer und warten auf dieselben Rentthiere, die der Herr der Schöpfung gern erbeutet hätte. Einige Stunden weit mögen die Wölfe die Rentthiere gewittert haben, und immer weiter waren sie in der Richtung gelaufen, woher der Geruch gekommen. „Tapkoaraluit“, „diese Schleichthiere“, denkt Matthäus, auch will ich das Spiel verderben. Langsam friecht er um den Berg herum, um sich den Wölfen zu nähern, doch so, daß sie keine Witterung bekommen. Vorsichtig lugt er hinter einem Stein vor, und sieht, daß die Wölfe noch ruhig und ungestört daliegen. Nun schiebt er seinen Flintenlauf vor und nimmt den einen Wolf aufs Korn. Der Schuß kracht, der Wolf streckt sich nieder, ebenso schnell, wie seine beiden Gefährten das Weite suchen. Dem Getroffenen aber zieht der Jäger sein Kleid aus und geht nun weiter, um auch die Rentthiere noch aufzuspüren. Auf einem benachbarten Berg nimmt er seine Beobachtungen wieder auf, und es währt nicht lange, da sieht er unten im Talgrund zwei Rentthiere am Fuß des Berges entlanggehen. Eiligt steigt er in dieser Richtung ab. Unten aber fauert er sich hinter einen Felsblock und wartet auf die Tiere. Sie hatten die Richtung gut inne gehalten. Bald kamen sie unbeforgt auf ihren Feind zu, wieder tracht der Schuß, und das eine der Tiere bleibt auf der Stelle liegen, während das andere sich zu retten sucht. Im Nebental traf Matthäus an diesem Glückstage noch vier Rentthiere, von denen er wieder eins erlegte. Von Herzen dankbar kehrte der Schütze des Abends heim und wußte gar mancherlei zu erzählen von der Schlauchheit der Wölfe in Labrador, noch mehr aber von der Güte Gottes, die ihm das Jagdglück beschert hatte.

Mf. 1. — von C. Wiesner, Sonntagsschüler, durch Br. S. Peper, Stuttgart dankend empfangen Missionsverwaltung.



## Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Nr 12.

Dezember 1903.

4. Jahrgang.

### Unter den kranken Kindern in Bethesda.

Die frohliche Weihnachtszeit ist wieder da. Wer von uns möchte sie nicht gesund und frisch durchleben und genießen? Ach, danken wir dem lieben Gott, wenn er uns das gewährt, denn nicht allen Christenmenschen ist es vergönnt. Hörst, was auch Bruder Heller, Missionar unter den Ausfägigen in Groot Chatillon in Suriname, schreibt.

#### 1. Ein Morgen in Bethesda.

Liebe Kinder! Laßt euch heute etwas von den bedauernswerten Kindern in Bethesda erzählen. Bethesda ist unser Ausfägigendörfchen, in dem dreizehn Kranke versorgt werden und das dicht neben der Regierungskolonie Groot Chatillon (sprich Schatillong) liegt, in der 140 Ausfägigkranke untergebracht sind. — Daß der Ausfäg eine schreckliche Krankheit ist, wißt ihr gewiß. Oft ist der ganze Körper mit Wunden bedeckt, und die Menschen leiden große Schmerzen. Doch davon nicht mehr. Ich will euch Bethesda etwas schildern.

Die Stunde gleich nach Sonnenaufgang ist auch in den Tropenländern die schönste. Erquickt vom Schlaf treten wir aus unserm am Fluß gelegenen Haus hinaus in die herrliche Landschaft und wendern unsre Schritte dahin, wo wir hinter dem Landwerk der Bäume einige Häuschen durchschimmern sehen. Auf der Brücke machen wir Halt, und vor uns liegt Bethesda. Wir bleiben stehen, das Bild ist zu schön! Soll das ein Ort voll

Schmerzen und Tränen sein? wo täglich ein mehrstimmiges: „Herr, warum muß ich so schwer leiden?“ aus gefoltertem Herzen gen Himmel steigt? Nein, das kann kein Verbannungsort unglücklicher Menschen sein, Herz und Auge lachen vor Freude. Da erblicken wir die buntesten Blumen in reicher Auswahl, fette, farbenprächtige Blattgewächse, tautriesend im Glanz der Morgensonne. Frischgrüner Rasen, junge Palmen und blühende Sträucher umschließen das Ganze und bilden einen buntleuchtenden Teppich. Und auf diesem Teppich erblickst du acht grün- und weißgestrichene Häuschen blick und blank. Hier wohnen die Kranken, zu denen man gleichsam gesprochen hat: „In diesem prächtigen Garten sollst ihr euer Leid so gut, wie es mit Gottes Hilfe möglich ist, vergeßen.“

Gern würden wir hier noch länger verweilen und die Stille genießen, die sich über dem friedevollen Bethesda ausbreitet; gern noch länger uns freuen an der Natur und leise beten und still weinen beim Blick auf die bedauerlichen Kranken. Aber wir wollen lieber einige derselben besuchen und zwar die Kinder, um dann für sie beten zu können.

#### 2. Die kranken Kinder.

Luisa Rens, Christian Amand, Albertine Topin, Emanuel Kloofsteren — das sind ihre Namen. Doch zunächst erblicken wir nur den kleinen Christian; er kommt angezögelt, um sein tägliches Amt anzubüßen, nämlich den Zementweg längs den Häusern zu segnen. Da schlägt es sechs Uhr in Chatillon, und



überall wird's lebendig. Türen und Fenster öffnen sich, und im Nachtskämmerlein kommen die Kranken zum Vorschein. Der Aufseher stellt vor jede Thür eine Wanne mit Wasser — denn nun geht's ans Waschen und Verbinden. Fast unbemerkt waren die zwei Diakonissen an uns vorbeigeit, jetzt beginnen sie im grauen Überwurf mit Schere, Pinzette und Verbandzeug und mit einem ernsten Gesicht ihre tägliche Arbeit. Auch die Kinder stecken die wunden Füße ins Wasser und halten die Hände den Schwestern entgegen. Einige Tränen fließen, denn ohne Schmerzen geht das Waschen nicht ab. Ach! hätte jeder Lazarus eine solche Pflege! Wie schnell und mit welcher Sorgfalt wird hier verbunden! Fast könnte man die Kranken um diesen Dienst beneiden. — Wer fertig ist, humpelt zum Eßhäuschen und nimmt sein Frühstück in Empfang, duftenden Kaffee und Butterbrot. Der Aufseher eilt mit seinen Kesseln, um mit Nehen und Wischen fertig zu werden; und bald ist Bethesda, wie es sein soll, rein und sauber vom Kopf bis zum Fuß. Die Blumen haben ihre Kelche geöffnet, und die zierlichen Kolibris schwirren umher und stecken gewandt das lange Schnäbelchen in den Blütenhonig.

Um acht Uhr wird der Morgensegel gehalten, bei dem wir das Buch von Pastor D. Fimke: „Wach auf mein Herz“ benützen. Niemand wird aufmerksam zugehört als hier, denn „Wer viel zu leiden und zu dulden hat, der merkt auf Gottes Wort.“ Ja, den Tag über sprechen die Alten oft von dem, was sie in der Morgenandacht vernommen. Wer am Kommen verhindert war, dem muß der Abschnitt besonders vorgelesen werden. Wir sandten dem Pastor Fimke einen Gruß auf einer Ansichtspostkarte, worauf er antwortete: „Daß die Kaiserin von Deutschland meine Bücher liest, weiß ich, aber daß ich damit auch Ausfägige erquicken darf, wußte ich nicht, das freut mich noch mehr.“ Diesen unsern Morgensegel halten wir in einer leer stehenden Krankenwohnung. Diese dient auch als Schullokal. Darum wollen wir noch etwas darinnen weilen, denn die Schule hat jetzt zu beginnen, und da treffen wir die Kinder und können sie näher ins Auge fassen.

Da ist z. B. Luisa. Kein Wunder, daß sie schüchtern ist und sich versteckt, wenn sie fremde Schritte hört, denn sie weiß, wie sehr die Krankheit sie entstellt hat; nur gut, daß die Wunden am Körper durch die Kleider verdeckt werden. Als sie vor drei Jahren herkam, konnte sie nichts. Jetzt schreibt sie lange Briefe an ihren Vater und ihre ebenfalls kranke Schwester. Obwohl schon 16 Jahre alt und hoch aufgeschossen, spielt Luisa noch gern und hält noch große Puppenwäuschen ab. Treu ist sie um den armen Blinden, mit Namen Kampf, besorgt. Sie liebt ihn vor und steckt ihm zur Eßenszeit die Wischen in den Mund, denn Kampf kann seine Hände nicht mehr gebrauchen. Und sie tut

das alles gern und mit Freuden. Vater Kampf schätzt sie sehr und ergötzt sich an ihrem kindlichen Geplauder.

Nach ihr trat der 13 jährige Christian, ein Waisenknabe ins Asyl ein. Auch er hat schon lesen und schreiben gelernt. Wird er aber noch lange die Finger gebrauchen können? Sie sind angeschwollen und drohen jeden Tag aufzubrechen. So frisch und ungehindert wie andere Jungen kann er nicht mehr herumspringen. Es stört ihn daher nicht sehr, daß die Kranken nicht weiter als bis zum Surinamefluß, etwa 150 Schritte weit, gehen dürfen. Oft treffe ich ihn allein auf der Brücke, träumend nach unserm Hause blickend, wo unsere eigenen, gesunden, frühlichen Kinder vor Lebenslust janchen, sich aber vor ihn zu fürchten scheinen, wie vor einem bösen Menschen. Bis vor einigen Monaten war er viel bei einem sehr braven Mann, aber seitdem wir diesen zur Ruhe betten mußten, ist Christian aufs neue verwaißt.

Zu Weihnachten freuten sich alle Kranken über das, was sie hörten, sahen und erhielten. Aber niemand hatte eine solche Freude, wie unser Christian. Der allgemeine Weihnachtsbaum war ihm nicht genug. Er putzte sich selbst einen, und diesen mußte jedermann bewundern; und standen dann einige zusammen um den Baum, da mußten jedesmal einige Weihnachtsverse gesungen werden. Das Bäumchen sah recht dürftig aus. Jedoch, da kamen über Nacht die Heizenmännchen, wir kennen sie ja, es sind dieselben, die auch des Tags über durch Bethesda springen, die guten Schwestern, die hingen die leeren Nischen ganz voll mit Süßigkeiten. Das war für den guten Jungen zu viel; seine Freude war übergroß und er teilte von den Süßigkeiten aus, bis er wieder so arm war wie zuvor.

Neben Christian und im gleichen Alter mit ihm sitzt Albertina. Ziemlich verwahrloßt wurde sie vor einigen Monaten uns übergeben. Sie wußte nicht einmal, wer Jesus ist. Sie durfte sich ja früher als Ausfägige außerhalb des Hauses nie sehen lassen, also auch keine Schule besuchen. Das Lernen wird ihr schwer, und sie muß daher oft nachsitzen. Es geht einem durchs Herz, wenn man sieht, wie das arme Kind sich beim Schreiben anstrengen muß, um den Lehrer einigermaßen zu befriedigen. Zwei Glieder des rechten Zeigefingers fehlen ihr, und die andern Finger sind fest zusammengekrümmt. Da ist es eine Kunst, den Griffel überhaupt halten zu können.

Ein trauriges Kind ist der eben erst eingetretene Emanuel. Er macht uns soviel Noth und Sorge, daß wir lieber von ihm ganz schweigen. Es ist nur gut, daß wir einen Lehrer haben, der mit Liebe und Geduld sein Amt verwaltet. Ja, dieser Mann wäre sicher ein wirklich tüchtiger Lehrer geworden, wenn ihn nicht der böse Ausatz von der

Schulbank weg in unser Kuhl gebracht hätte. Als Kind sah ich ihn auf einer großen Zunderplantage unter Leitung eines europäischen Hauslehrers sich fröhlich und hoffnungsvoll entwickeln, und jetzt schleicht der 20 jährige zum Skelett abgemagert wie ein Schatten umher, verbunden und mit Pflastern bedeckt!

Ein ganz absonderlicher Schüler ist noch unerwähnt geblieben und doch spielt er eine Rolle in Bethesda, — das ist Kampfs Papagei. Kampf erteilt ihm den Unterricht und hoch stundenlang vor dem verhängten Käfig und ruft: Dort kommt die Schwester an, die Schwester! Guten Tag, Klein

den blinden Mann sein! Schon jetzt paßt Lorra in den Kreis der Lahmen und Krüppel, die ihn umgeben, denn ein Verhängnis wollte, daß auch er nicht ohne Leibesgebrechen sei, ihm fehlt nämlich ein Stück vom Schnabel, was ihn entstellt und das Klettern erschwert. Seine Pflege und Fütterung liegt natürlich auch auf Luifas Schultern.

Zu gewissen Zeiten können uns übrigens Lorras Geschwifler durch ihr Mark und Bein erschütterndes Geschrei recht lästig werden. Sie versammeln sich abends zu hunderten über Bethesda und schlagen im nahen Wald ihr Nachtlager auf. Kein Wunder, daß da eines Tages der kleine



Weihnachtsfeier in Groot Chatillon.

Lorra, gut geschlafen, Schwester? Guten Tag, mein Herr, wie geht's Ihnen? Ziemlich gut, danke. Guten Tag, meine Frau. Klein Vögelein auf grünem Zweig; — Du singst so lieblich klar, — Du artig Ding, komm, sag mir's gleich, — Wer denn dein Lehrer war? — Der Kuckuck? Ha, ha, ha! — Jungens, Jungens, was für ein Vergnügen! Herr Weiß, Frau Weiß. Schwester, darf ich mit an den Fluß gehen? Ein Stück Brot für Lorra! Luise, hol' ein Stück Brot für Klein Lorra, und hole Tee!

Das alles, also zwei Sprachen, wird Lorra in drei Monaten reden können, so versichert uns der erfahrene Erzieher. Welche Freude wird das für

Christian vor mich trat und bat: „Missionar, schießen Sie doch, Papageien schmecken so gut!“ Die andern Kinder lauteten im Hintergrund, wie die Antwort ausfallen würde. „Nun gut“, sagte ich, „einmal sollt ihr alle Papageienraten haben.“ Und die Büchse knallte, in Bethesda zählte man 16 Schüsse, und in einer halben Stunde lagen 15 bunte Krumm-schnäbel am Boden, ja einige waren den Kranken direkt vor die Füße gefallen. Da wurden selbst in Bethesda steife Weine fast wieder geschmeidig. Tags darauf hatte der kranke Strammann Geburtstag, und da war das der Festbraten, an dem man sich vergnügte und an dem man noch oft sich erinnern wird. Wer ist denn Strammann? Nun er ist ein

Holländer vom reinsten Blut, der in Suriname als Soldat diente, bis er eines Tages zu Anfang dieses Jahres — wegen einer kleinen Wunde und einer geschwollenen Stelle an der Hand beiseite genommen und gefragt wurde, wohin er gehen wolle: nach Groot Chatillon oder nach Bethesda, ein andrer Weg stehe ihm nicht mehr offen. Er wählte Bethesda; und nun geht er unter uns umher, stramm wie ein Soldat es tun muß, und arbeitet mehr als alle Kranken zusammen, um sein trauriges Los zu vergessen. — Soweit Bruder Heller.

### Unter dem Christbaum.

In die reizende kleine Kirche der Krankenkolonie Groot Chatillon, die auch für die Bewohner von Bethesda gebaut ist, blicken wir auf dem Hilde hinein. Da feiern auch alle kranken Kinder Weihnachten. Wir sehen von ihnen zwar nur eines, den kleinen Ring, vorn auf dem Schoß seiner Mutter, die den schönen Namen Jabella Convalius trägt, aber leider auf dem Wege ist zu erblinden. Daß die armen Kranken trotz all ihrer Leiden fröhlich sein können, das zeigt ein Blick auf den Schwarzen mit der Gitarre, der uns allen gern ein Stückchen vorspielen möchte, denn er hat es zu einer recht hübschen Fertigkeit auf dem Instrument gebracht. Neben ihm steht die eine der Diakonissen, welche die Kranken pflegen. Sie heißt Schwester Philippine. An der Tür steht Schwester Christiane, ihre Kollegin. Hinter Schwester Philippine sitzt der einzige Gesunde unter diesen Schwarzen. Er spielt das Harmonium. Was aber ist das für ein wunderlicher Christbaum? Das ist doch wohl kein Tannenbaum, der im Walde wächst? Nein; ein künstlicher Baum ist es, in Deutschland hat man ihn gemacht und den Kranken geschickt, weil man in Suriname keine Bäume hat, die sich so gut zu Christbäumen eignen, wie unsre deutschen. Den haben nun die Geschwister Heller und die Diakonissen mit buntem Schmuck behangen und mit Lichtern versehen, und so feiern die Kranken unter seinen Zweigen ein schönes Fest. Leer gehen sie auch nicht aus. Wochenlang haben die Schwestern Jacken und Hemden genäht, in den letzten Tagen haben sie allerhand Nachwerk gebaden, und davon empfängt am Weihnachtsabend jedes der Kranken sein Teil. Auch ein Seifenei, ein kleines Büchlein zum Lesen und einige Zigarren für die Männer werden nicht vergessen. Wie jubeln sie da und freuen sich, gerade so wie ihr Kinder es am Weihnachtsabend auch tut! In der Kirche sind neben den Christbaumlichtern noch 200 Kerzen rings an den Wänden herum angebracht und ein Weihnachtstransparent ist aufgestellt, sodaß die Feiernende in einmüthig

von Licht schwimmen. Sollte ihnen da nicht das Herz aufgehen, daß sie fröhlich werden? Ja, es ist der Fall. Und wenn man diese sauber weißgekleidete Schar vor sich sieht und ihre heiseren Stimmen zur Ehre Gottes und des Jesuskinde klingen und singen hört, da vergißt man, daß man Kranke vor sich hat, man dankt vielmehr dem Herrn, daß er mit seiner unergründlichen Liebe auch die Elendesten der Elenden auf Erden zu erfreuen weiß, und man faltet seine Hände zu dem Gebet: „Herr, laß sie alle auch einst in deinem ewigen Weihnachtsaal nicht fehlen, sondern dich dort im Reich der Gefunden loben und preisen mit neuen Zungen!“

### Ein Besuch in Mapoon (Australien).

Noch ein ganz kurzer Besuch in Mapoon im Norden des australischen Festlandes, damit wir doch wenigstens an Erde des Jahres unserer lieben Schwarzen Freunde gedenken! Wie hat sich diese Station in den zwölf Jahren ihres Bestehens vom ersten Anfang an lieblich entwickelt! Wo ehemals nichts als ein weiter sandiger Strand zu sehen war, da ist jetzt eine große Missionsanlage geschaffen, innerhalb deren eine schöne Kirche, ein Missionshaus für zwei Geschwisterpaare, und was uns besonders interessiert, ein Knabenhaus für 24 Burschen und zwei Mädchenheime für 42 Mädchen stehen, in denen diese Kinder ein frohes Jugendleben verbringen. Natürlich haben sie auch Schule, aber in der Freizeit da tummeln sie sich in dem weiten Hofraum und spielen nach Herzenslust. Und jetzt zur Weihnachtszeit da feiern sie ihre schöne Christnacht wie die weißen Christen dabein, als wenn's immer so gewesen wäre. Und dann machen sie Wettspiele und Wettfahrten auf dem Boot, singen und springen, daß es eine Lust ist. Wie macht doch die Liebe zum Heiland den Menschen so glücklich!

M. 5. — von Martha und Lenel B. in Gr. 5.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

### Näsel-Auflösungen.

In Nr. 1: Atlas. In Nr. 2: Diener, Reider. In Nr. 4: Boker, Dale. In Nr. 5: Ofen. In Nr. 6: Ei, Eid; Ader, Ober; geftern, Gestrin. In Nr. 6: Albo, Rama, Mara, Arn, Harn, Saar, Nahab, Han, Rahm, Amram, Abraham. In Nr. 8: Kenwied. In Nr. 9: Mandarin.

### Näsel.

Kannst du im wahren, echten Sinn — Dich mit der ersten Silbe nennen, — So geh getroßt durchs Leben hin, — Du wirst die rechte Bahn erkennen! — Den schlanken Sohn der Mutter Erde — Wirft in der zweiten du gewahr. — Er reicht oft Kühlung nach Beschwärde — Und findet oft an deinem Herde — Sein heißes Grab auf immerdar. — Willst du jetzt nach dem Ganzen fragen? — Wohl hast du es entzückt gesucht, — Wenn in des Winters trüben Tagen — Der schönsten Abend dir gegraut.







